



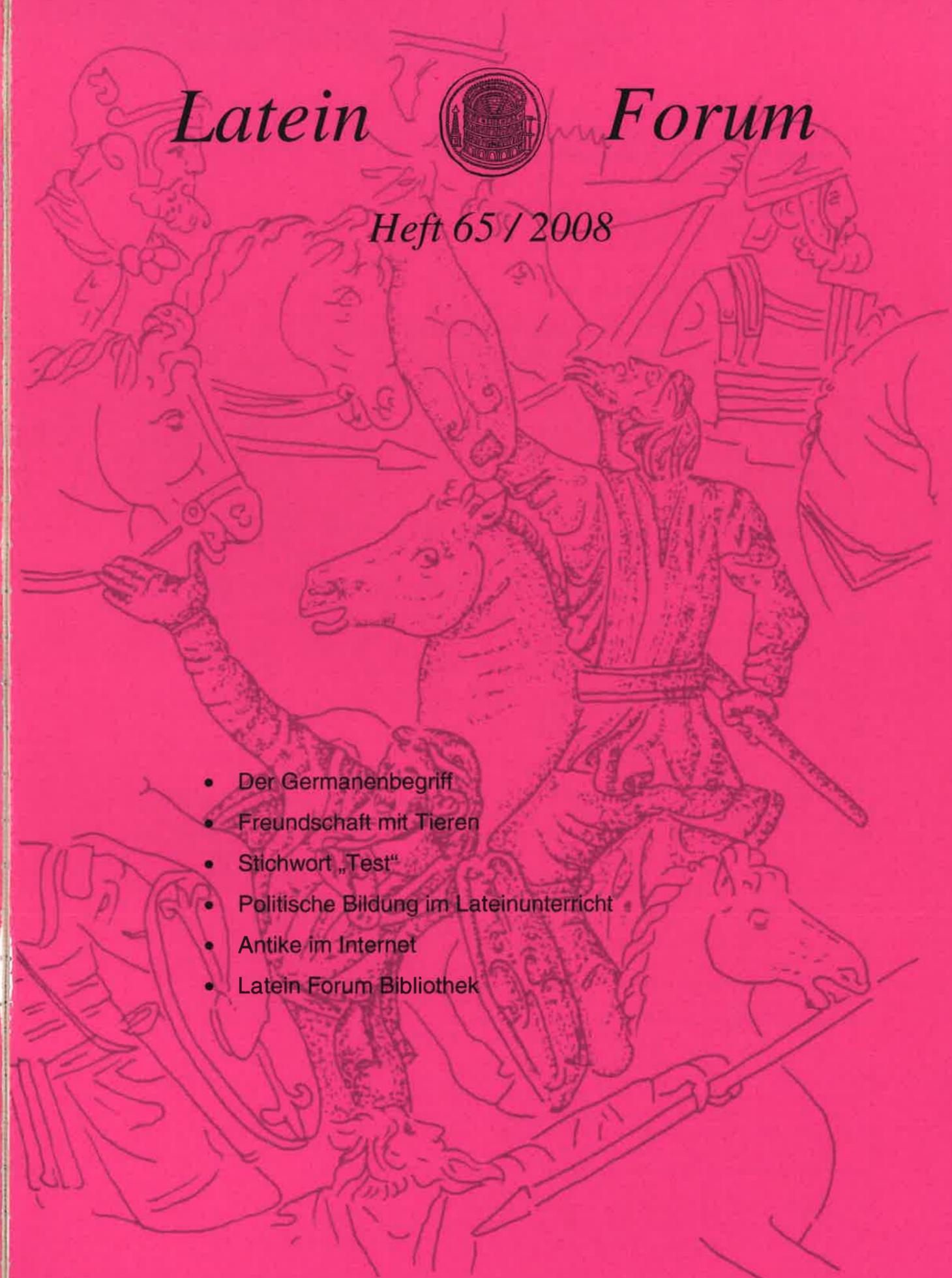
Latein



Forum

Heft 65 / 2008

- Der Germanenbegriff
- Freundschaft mit Tieren
- Stichwort „Test“
- Politische Bildung im Lateinunterricht
- Antike im Internet
- Latein Forum Bibliothek



Inhaltsverzeichnis

- **Spätantike und mittelalterliche Kontexte eines falsch verstandenen Germanenbegriffs** 1 - 13
(Roland Steinacher, Innsbruck)
- **Freundschaft mit Tieren im Mittelalter** 14 - 32
(Gabriela Kompatscher, Innsbruck)
- **Stichwort „Test“** 33 - 34
(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)
- **Von modernen Räubern und antiken Barbaren – Selbstbildung durch politische Bildung am Beispiel asymmetrischer Gegenbegriffe** 35 - 51
(Ulrich Leitner, Innsbruck)
- **Antike im Internet: Census of Antique Works of Art and Architecture known in the Renaissance** 52 - 53
(Gottfried Siehs, Innsbruck)
- **Latein Forum Bibliothek** 54 - 78
(reinhard senfter, innsbruck)

Titelbild: Darstellung eines Kampfes zwischen Römern und Germanen auf dem Sarg eines römischen Feldherrn in der Zeit Marc Aurels

Impressum:

Latein Forum (gegründet 1987),
Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,
c/o Institut für Klassische Philologie, Langer Weg 11, 6020 Innsbruck

Die Zeitschrift Latein Forum wird in Innsbruck seit 1987 von einem LehrerInnen-Team herausgegeben. Sie stellt praxisorientierte Unterrichtsideen und -materialien zur Diskussion und versammelt wissenschaftliche Beiträge auf dem Gebiet der Didaktik der Alten Sprachen.

Kontaktadresse
Email: latein-forum@tsn.at
<http://www.latein-forum.tsn.at/>

Redaktionsteam: Christine Leichter, Harald Pittl, Michael Sporer, Reinhard Senfter, Otto Tost

Bankverbindung: HYPO-BANK (BLZ 57000) 210 080 477,
Bitte bei Auslandsüberweisung angeben: IBAN AT22 5700 0002 1008 0477, BIC HYPAT22

Spätantike und mittelalterliche Kontexte eines falsch verstandenen Germanenbegriffs¹

Roland Steinacher

Einleitung

Die althistorische und mediävistische Forschung tut sich zusehends schwer mit dem Begriff „Germanen“.² Seit Caesars ‚Erfindung‘ einer Bezeichnung für die rechtsrheinische Bevölkerung, eine Erfindung, die nicht zuletzt durch die politischen Ziele des Feldherrn motiviert war, wurde kaum eine antike Kategorie so vielseitig rezipiert, interpretiert, verfremdet und in verschiedenster Weise mythologisiert wie ideologisiert.³ Umfangreiche, teilweise populäre Bücher über verschiedenste Aspekte der „Germanen“ oder des „Germanentums“ finden und fanden sich in jedem Bücherschrank. Das Bewusstsein, es mit den eigenen Ursprüngen, den Vorfahren aller Deutschsprachigen zu tun zu haben, wurde außerhalb akademischer Diskurse kaum hinterfragt. Nach dem Wahnsinn des Zweiten Weltkriegs war man zumindest an den Universitäten vorsichtiger. Trotzdem wurde der Germanenbegriff kaum problematisiert, eher wurden seine weitgreifenden romantischen wie hermeneutischen Implikationen diskret übergangen. Das Lemma im Deutschen Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm gibt noch eine einfache Erklärung: „germanen ist eine bezeichnung der deutschen und der ihnen stammverwandten völker bei Kelten und Römern, die sich bei letzteren mit sicherheit nicht über den sklavenkrieg (73-71 v. Chr.) hinauf verfolgen lässt.“⁴ Die deutschsprachige historische, archäologische, sprach- wie literaturwissenschaftliche Forschung hatte bis in die jüngere Vergangenheit die Germanen in mehr oder weniger breiter Definition zu Vorfahren der neuzeitlichen Deutschen aufgebaut. Die jüngere Forschungsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert kann hier nicht diskutiert werden.⁵ Lange verwendete Termini der Forschung können nicht einfach ersetzt werden,

¹ Der Text konnte im Rahmen des FWF-Projekts „Geschichte der Vandalen“ am Institut für Mittelalterforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Leitung Walter Pohl) geschrieben werden. Teile dieses Beitrags stammen aus meinem Manuskript „Wie historisch ist der Germanenbegriff? Kleine Bemerkungen zu einem großen Problem“ für den von Kai Ruffing herausgegebenen Band zur Tagung „Kontaktzone Lahn - Begegnung dreier antiker Kulturen. Römer, Germanen, Kelten“. Die Tagung fand im Mai 2006 in Marburg/Lahn in Zusammenarbeit zwischen dem Seminar für Alte Geschichte der Philipps-Universität, dem Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abt. Archäologie und der Römisch-Germanischen Kommission, Frankfurt/Main statt.

² Vgl. den umfangreichen Artikel Heinrich Beck/Heiko Steuer/Dieter Timpe u.a., Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2. Aufl. 11 (Berlin / New York 1998) 181-438.

³ Dieter Timpe, Ethnologische Begriffsbildung in der Antike, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht, ed. Heinrich Beck (RGA Erg.Bd. 1, Berlin/New York 1986) 22-40.

⁴ Jakob und Wilhelm Grimm, Germane, in: Deutsches Wörterbuch 5 (1897/1999) 3716; Das „Deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm“ findet sich dank einer Initiative der Universität Trier nun auch im Netz: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>; zu der selbstverständlich angenommenen Kontinuität Germanen-Deutsche in den Geisteswissenschaften vgl. Walter Pohl, Die Germanen (Oldenbourgs Enzyklopädie der deutschen Geschichte 57, München 2000, ²2004) 61; Hans Gollwitzer, Zum politischen Germanismus des neunzehnten Jahrhunderts, in: Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971 1 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36/1, Göttingen 1971) 282-356.

⁵ Vgl. dazu: Walter Pohl, Vom Nutzen des Germanenbegriffes zwischen Antike und Mittelalter: eine forschungsgeschichtliche Perspektive, in: Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen

zumal wenn keine griffige Alternative in Sicht ist. In diesem Beitrag soll nun auf der Basis der Arbeit von Walter Pohl und Jörg Jarnut gezeigt werden, dass die Kategorie „Germanen“ und „germanisch“ eine sprachwissenschaftliche, aber keineswegs eine historische ist. Die im Folgenden zu besprechenden lateinischen und griechischen Quellen verstehen sich als beispielhafte Belege. Eine breite Problematisierung des Germanenbegriffs, bis ins hohe Mittelalter und unter Einbeziehung des griechischen, vielleicht auch des arabischen Schrifttums, bleibt ein Desiderat der Forschung.⁶

Eine grundsätzliche Infragestellung des Begriffs „Germanen“ als Volk mit gemeinsamen Merkmalen und Abstammungslinien erfolgte in der deutschsprachigen Forschung sehr zögerlich. Reinhard Wenskus' Werk „Stammesbildung und Verfassung“ von 1961 erleichterte es, ethnische Identitäten als dynamische Einheiten, die einem steten Wandel unterliegen, zu begreifen. Er ging dabei davon aus, dass zwar nicht ganze Völker, wohl aber Traditionen und politische Modelle aus dem *Barbaricum* ins Römerreich kamen. Wenskus dachte an so genannte „Traditionskerne“, kleine, elitäre Gruppen von Menschen, die gentile Traditionen getragen haben sollen. Ethnizität sah er als außerrömisches Modell, das durch seinen Import ins Römische Reich das nachrömische Europa mit seinen gentilen *Regna* erst ermöglichte.⁷ Die Weiterentwicklung seiner Arbeit, zuerst durch Herwig Wolframs „Geschichte der Goten“, eröffnete Ende der 70er Jahre neue Perspektiven und eine Debatte, die bis heute anhält. Wesentlich dabei ist die Betonung der Interaktion mit dem römischen System bei der Ausbildung gentiler Identität; nur durch das Römische und im Römischen ist die Entwicklung zu verstehen. Kontinuitäten, der Import politischer Modelle aus dem *Barbaricum* („Verfassung“) wie die Wenskuschen „Traditionskerne“ stehen in Frage.⁸ Wolfram versuchte anhand der Gotengeschichte des Jordanes die Komplexität der gentilen Identitätskonstruktionen darzulegen. „Jordanes hatte im Rückblick die Geschichte der Goten als einheitliche und folgerichtige Entwicklung dargestellt, ebenso wie es später, bei allen Unterschieden im Einzelnen, die moderne Geschichtsforschung tat. Doch dahinter verbarg sich eine rasche Abfolge von Wachstum und Zerfall gotischer Gruppen und ihre heterogene

Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter, ed. Dieter Hägermann/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (RGA Erg. Bd. 41, Berlin/New York) 18-34.

⁶ In den nun vorliegenden vier Bänden der ersten Abteilung der Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe ist ein Überblick bis ins 5. Jahrhundert möglich: Altes Germanien. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen und ihre Beziehungen zum römischen Reich. Quellen der alten Geschichte bis zum Jahre 238 n. Chr. 1, 2, ed. Hans-Werner Goetz/Karl-Wilhelm Welwei (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 1a, Darmstadt 1995); Die Germanen in der Völkerwanderung. Auszüge aus den antiken Quellen über die Germanen von der Mitte des 3. Jahrhunderts bis zum Jahre 453 n. Chr. 1, 2, ed. Hans-Werner Goetz/Steffen Patzold/Karl-Wilhelm Welwei (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 1b, Darmstadt 2006/2007). Die zweite zu erwähnende Quellensammlung: Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u. Z. 1-4, ed. Joachim Herrmann (Schriften und Quellen der Alten Welt 37, 1-4, Berlin 1988-1991).

⁷ Reinhard Wenskus, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen Gentes (Köln 1961/1977). Wenskus schloß mit seinem Konzept der „gentilen Denkform“ wohl in gewisser Weise an die Germanophilie des 19. Jahrhunderts an. Zur Kritik an Wenskus vgl.: Walter Pohl, Ethnicity, theory and tradition: a response, in: On Barbarian Identity. Critical Approaches to Ethnicity in the Early Middle Ages, ed. Andrew Gillett (Studies in the Early Middle Ages 4, Turnhout 2002) 221-40. Zum Folgenden vgl. den kurzen Überblick: Roland Steinacher, Ethnogenese, Gens, Regnum. Die historische Ethnographie, in: Lateinforum 50/51 (2003) 83-105, auch unter: <http://www.latein-forum.tsn.at/>.

⁸ Herwig Wolfram, Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie (München 2001); Zu den ‚verfassungsgeschichtlichen‘ Debatten und der Entstehung des Königtums: Herwig Wolfram, Rom und das frühe Königtum nördlich der Alpen, in: ders., Gotische Studien. Volk und Herrschaft im frühen Mittelalter (München 2005) 15-65; Gotisches Königtum und römisches Kaisertum von Theodosius dem Großen bis Justinian I., in: Frühmittelalterliche Studien 13 (1979) 1-28.

Zusammensetzung: die ‚Polyethnie‘ der Völker der Völkerwanderungszeit.“ Betont hat Wolfram dabei immer das Primat, gotische Geschichte zu einem Teil der römischen zu machen, wie Cassiodor es formulierte.⁹ Gegen den Ansatz Wolframs, auch vorethnographische Traditionen zu isolieren, die am ostgotischen Hof mit Elementen antiker Bildung amalgamiert worden waren, regte sich Widerspruch, vor allem aus dem Umkreis Walter Goffarts, der ethnische Identitäten wie die der Goten bei Jordanes als literarische Fiktion definieren will. Die Missverständnisse in diesen Debatten überwiegen bis heute.¹⁰ Das European Science Foundation Projekt „The Transformation of the Roman World“ bot seit den 90er Jahren eine Plattform für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ganz Europa, die in den Disziplinen Geschichte, Archäologie wie Philologie neue Fragen stellten. Allgemein erklärt man heute die europäische Geschichte des 3. bis 8. Jahrhunderts weniger mit Kategorien von Eroberung, Invasion, Zerstörung oder Untergang, sondern eher als vielseitige Umwandlung römischer Provinzen und Strukturen, die in den folgenden Jahrhunderten die Ausgangspunkte für die Entstehung europäischer Länder und Nationen bilden konnten. Zu betonen ist die Komplexität dieser Prozesse und die Notwendigkeit, mit historischen Methoden den Einzelfall zu untersuchen, also etwa die fränkische oder burgundische Geschichte nicht mit der vandalischen oder gotischen ohne weiteres gleichzusetzen.¹¹

Jörg Jarnut, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Paderborn, verfasste ein, in der Forschung bisher wenig rezipiertes, „Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung“. Der Text beginnt mit einer prägnanten Zusammenfassung der Schwierigkeiten mit dem Germanenbegriff: „Was sollen wir von einem historischen Begriff halten, der eine Großgruppe entweder voraussetzt oder aber konstituiert, die es wohl nie gegeben hat, die sich selbst jedenfalls nie als solche empfand und

⁹ Walter Pohl, Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration (Stuttgart/Berlin/Köln 2002) 18. Eine knappe Zusammenfassung des Forschungsansatzes: Walter Pohl, Tradition, Ethnogenese und literarische Gestaltung: eine Zwischenbilanz, in: Ethnogenese und Überlieferung. Angewandte Methoden der Frühmittelalterforschung, ed. Karl Brunner/Brigitte Merta (Veröffentlichungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung 31, Wien/München 1994) 9-26. Zur literarischen Gattung der *origo gentis* vgl. nun Hans-Heinz Anton/Matthias Becher/Walter Pohl/Herwig Wolfram/Ian Wood, *Origo gentis*, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2. Aufl. 22 (2003) 174-210. Cassiodor legte dem jungen König Athalarich dieses sein Vorhaben in einer für den König geschriebenen Rede vor dem Senat in den Mund: *Originem Gothicam historiam fecit esse Romanam colligens quasi in unam coronam germen floridum quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum*. Cassiodor, *Variae* 25 (ed. Theodor Mommsen, Cassiodori Senatoris *Variae*, MGH Auct. Ant. 12, Berlin 1898) 291 und 292.

¹⁰ Goffarts ‚Gegenentwurf‘ zu Wolframs Ansatz: Walter Goffart, The narrators of barbarian history 550-800. Jordanes, Gregory of Tours, Bede, and Paul the Deacon (Princeton 1988); vgl. besonders die Beiträge des Sammelbandes: On Barbarian Identity. Critical Approaches to Ethnicity in the Early Middle Ages, ed. Andrew Gillett (Studies in the Early Middle Ages 4, Turnhout 2002); Die ‚Wiener Entgegnung‘: Walter Pohl, Ethnicity, theory and tradition: a response, 221-40.

¹¹ Einen guten Einstieg bietet der Katalog: The transformation of the Roman world: AD 400 – 900, ed. Leslie Webster/Michelle Brown (Berkeley 1997). Vgl. Besonders die Bände: Kingdoms of the Empire. The Integration of Barbarians in Late Antiquity, ed. Walter Pohl (The Transformation of the Roman World 1, Leiden/New York/Köln 1997); Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities 300-800, ed. Walter Pohl; Helmut Reimitz (The Transformation of the Roman World 2, Leiden/New York/Köln 1998); The Construction of Communities in the Early Middle Ages, ed. Richard Corradini/Maximilian Diesenberger/Helmut Reimitz (The Transformation of the Roman World 12, Leiden/Boston 2003); Regna and Gentes. The Relationship between Late Antiquity and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World, ed. Hans-Werner Goetz/Jörg Jarnut/Walter Pohl (The Transformation of the Roman World 13, Leiden/Boston 2003). Jüngst erhoben britische Historiker Einwände gegen die Ideen von Transformation und Integration der *gentes* und versuchten wieder einen schärferen Bruch in der Spätantike zu postulieren: Peter J. Heather, The Fall of the Roman Empire: A New History (London 2005); Bryan Ward-Perkins: The Fall of Rome: And the End of Civilization (Oxford 2005).

dementsprechend sich auch niemals so bezeichnete? Wie sollen wir mit einem Begriff umgehen, den vor mehr als zweitausend Jahren Caesar als Konstrukt wenn schon nicht erfunden, so dann doch zumindest populär und für seine politischen Ziele dienstbar gemacht hat? Einem Begriff, der dann seit dem Beginn der Neuzeit zwei Dutzend Generationen von vornehmlich deutschen, von ihrer eigenen Gegenwart frustrierten Intellektuellen, Professoren und anderen Schulmeistern eine Goldgrundvergangenheit anbot, auf die sich das Kämpferische, Heldische, Starke, Große, Gute, Edle, Schöne und Reine so wunderbar projizieren ließ, das man in der eigenen Welt so schmerzlich vermisste? Und: Wie stellen wir uns zu einem Begriff, der als gebieterisches rassistisches Attribut mit dem Konzept des Herrenmenschen verbunden die massenhafte, industriell organisierte Ermordung nichtgermanischer sogenannter ‚Untermenschen‘ geistig vorbereiten und begleiten konnte?¹²

Germanen und Skythen, *Gentes* und *Regna*

Wie wurde Ethnizität in den kaiserzeitlichen, spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen verstanden? Gewiss keine einfache Frage, aber ein notwendiger Ausgangspunkt, will man sich den jeweiligen Quellen nähern und versuchen, Projektionen betreffend den Germanenbegriff späterer Jahrhunderte als solche zu erkennen. Ethnonyme, die in der kaiserzeitlichen Ethnographie bis etwa 150 n. Chr. verwendet werden, sind denen des 5. und 6. Jahrhunderts zumindest sprachlich ähnlich. Beispiele solcher Namen sind Goten und Gauten, Vinniler und Vandalen, Angeln und Sachsen, Langobarden und Hasdingen. Wie und in welcher Weise eine Beziehung zwischen den so bezeichneten Gruppen über die Jahrhunderte bestanden haben mag, ist großteils ungeklärt. Gleichzeitig sind Annahmen und Postulate diesbezüglich Gegenstand intensiver Diskussionen in Geschichtswissenschaft, Archäologie und Frühgeschichte. Die uns bekannten Völkernamen stammen in fast allen Fällen aus griechischen oder römischen Ethnographen und Historikern, wie Ptolemaios, Strabon, Plinius und Tacitus. Die Quellen für ihre Aussagen über die ethnischen Verhältnisse außerhalb des Römerreichs sind uns meist nicht bekannt. In vielen Fällen werden utopische oder phantastische Elemente erkennbar, manche Namen scheinen gelehrter Spekulation zu entspringen. Auffallend ist, dass die genannten Autoren zwar teilweise ähnlich lautende Namen überliefern, meist aber sehr unterschiedliche Aussagen über die Lokalisierung und die gegenseitigen Bezüge der jeweiligen Gruppen machen. Die Aufgabe der römischen Ethnographie war die kognitive und machtpolitische Erfassung der Peripherie der Mittelmeerwelt. Bei den Versuchen, die ἔθνη/*gentes* zu typologisieren, wurde mehr Augenmerk auf eine bestimmte Lebensweise oder ökologische Räume gelegt, also etwa zwischen Reiternomaden und Ackerbauern unterschieden.¹³ Ethnizität an sich war dabei eine Kategorie. Bei Aristoteles leben die Griechen in der πόλις, während die als Barbaren definierten Menschen außerhalb der griechischen Welt in ἔθνη organisiert sein sollen.¹⁴ Griechen und Römer waren zuerst Angehörige ihrer πόλις, ihrer *civitas* oder der *res publica*. Außerhalb dieser geordneten und bekannten Welt versuchten griechische und römische Beobachter, die Menschen in Griechisch gesagt ethnische, lateinisch gesagt gentile Gruppen zu gliedern. Walter Pohl hat den Vergleich gewagt, dass, ebenso wie die antike, sich auch die

¹² Jörg Jarnut, Germanisch. Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung, in: Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters, ed. Walter Pohl (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8, Wien 2004) 107-113, hier 107.

¹³ Pohl, Völkerwanderung, 15; Patrick J. Geary, Before France and Germany: The Creation and Transformation of the Merovingian World (New York 1988) 107-109.

¹⁴ Aristot. pol. 1261a und 1276a.

moderne Ethnographie mit Völkern am Rand der ‚zivilisierten‘ Welt beschäftigt. Ethnische Zuweisungen wurden und werden häufiger an jenen Menschen vorgenommen, die außerhalb eines Staates leben und sich damit auf ihre Ethnizität reduzieren lassen.¹⁵

Völker, *gentes* waren den griechischen und römischen Gelehrten ein zu kategorisierendes Problem. Ethnische Identitäten änderten sich stetig und barbarische, gentile Verbände entstanden, im Gegensatz zur Auffassung der älteren Forschung, häufig erst in Auseinandersetzung mit römischen Strukturen. Das ökonomische und politische Übergewicht Roms übte einerseits eine Sogwirkung auf barbarische Gesellschaften aus, gestaltete diese andererseits in vielen Fällen erst durch direkte oder indirekte Einflussnahme.¹⁶ Die „germanische Welt“ war, wie Patrick Geary formulierte, die größte und nachhaltigste Leistung römischer politischer und militärischer Schöpferkraft. Die ausdauernden Aktivitäten römischer Soldaten, Sklavenhändler und Kaufleute, die in ihren Augen chaotischen Strukturen im *Barbaricum* in einen geordneten politischen, sozialen und ökonomischen Rahmen, den sie verstehen und auch kontrollieren wollten, zu bringen, hatten großen Erfolg.¹⁷ Die Unterscheidung in das Volk nach der Verfassung („people by constitution“), *populus*, und das Volk nach der Abstammung („people by descent“), *gens*, ist, wie Patrick Geary gezeigt hat, eine wichtige Kategorie beim Verständnis der Quellen. Rom hatte den Schritt von der *gens* zum verfassten Volk, dem *populus*, dessen Identität sich in gemeinsamer politischer Kultur manifestierte, schon lange getan, als es in intensive Berührung mit Gruppen kam, die auf Reichsboden Ethnizität als politischen Mechanismus einsetzten. Ein Jahrtausend lang wurde politische Organisation nur außerhalb der Reichsgrenzen von römischen Autoren mit ethnischen Benennungen verbunden, etwa bei Dakern oder Sarmaten. Im 5. und 6. Jahrhundert hatten ein *rex Vandalorum et Alanorum* und ein *rex Francorum* die römische Provinzverwaltung übernommen und das westliche Imperium in kleinere Einheiten aufgespalten. Flavius Theodericus vermied einen gentilen Titel. Die gentile Identität war also nur ein Faktor im Ordnungssystem spätantiker und frühmittelalterlicher Gesellschaften im westlichen, lateinischen Europa. Eine vorwiegend nicht gentile, nicht - oder zumindest nicht so stark wie die militärischen Eliten der *Regna* - ethnisch definierte Provinzbevölkerung, eine spätantike politische Organisation und Infrastruktur wie die besondere Rolle der Kirche sind zu berücksichtigen.¹⁸ Einige auf Reichsboden agierende *gentes*, die Westgoten in Spanien und die Franken in Gallien etwa, wurden durch ein Bekenntnis zu katholischer Religion und römischem Recht eine Vorbedingung für die europäischen Nationen. Manche Identitätsentwürfe, wie der burgundische, blieben Projektionsflächen und wurden im weiteren Verlauf der europäischen Geschichte immer wieder benutzt. Vandalen und Alanen, Goten, Franken, Burgunder und Langobarden konnten dieses neue Konzept mehr oder weniger erfolgreich etablieren. *Populus* wurde mehr und mehr ein Begriff für das übergentile, in der christlichen Kirche organisierte Gottesvolk.¹⁹ Seit der Spätantike wurden *gentes* und ἔθνη vom christlichen Wortgebrauch als Bezeichnung für die Heiden, die außerhalb der christlichen Gemeinschaft stehenden Menschen, überlagert. Schwer verständlich bleibt,

¹⁵ Walter Pohl, Die ethnische Wende des Frühmittelalters und ihre Folgen, Antrittsvorlesung an der Universität Wien am 19. 05. 2006.

¹⁶ Pohl, Völkerwanderung, 17.

¹⁷ Patrick J. Geary, Before France and Germany, VI: „The Germanic world was perhaps the greatest and most enduring creation of Roman political and military genius. That this offspring came in time to replace its creator should not obscure the fact that it owed its very existence to Roman initiative (...)“; Pohl 2002, 25-27.

¹⁸ Die umständliche Formulierung in Bezug auf die Provinzbevölkerung resultiert aus der Unsicherheit des Autors über die Rolle ethnischer Identität innerhalb des römischen Reiches. Hier fehlen vergleichende Untersuchungen noch.

¹⁹ Pohl, Völkerwanderung, 22-23; Geary, Myth of Nations, 65-67; Walter Pohl, Die ethnische Wende des Frühmittelalters und ihre Folgen, Antrittsvorlesung an der Universität Wien am 19. 05. 2006.

warum in einem christlichen Europa trotzdem ein hohes Maß an Identifikation mit gentiler Identität festzustellen bleibt. Es ist vergleichsweise unvorstellbar, dass jüdische Gemeinschaften sich selbst als Gojim bezeichnet hätten. Walter Pohl hat dieses Phänomen mit dem gleichzeitigen biblischen Aufruf an die *gentes* zum Bekenntnis und zum Heil erklärt und vermutet, dass diese Dynamik den Erfolg des Begriffes erkläre. „Die *gens* war wesentlicher Akteur im Rahmen der christlichen Heilsgeschichte und dadurch teleologisch aufgeladen. Darin liegt eine Dynamik, die sich bis zur modernen Nation als Gegenstand einer Ersatzreligion steigern ließ. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass im Frühmittelalter ausgerechnet jener Begriff ethnische Identität beschreibt, der zugleich die Alterität der Heiden und Barbaren bezeichnet.“²⁰

Das *Barbaricum* war bei Weitem nicht nur ein germanisches. Arabische, skythische, hunnische, iranische und berberische *gentes* stehen in einem sehr ähnlichen Verhältnis zu Rom wie jene an Rhein und Donau. Die armenischen und georgischen *Regna* unterscheiden sich in vielen Grundelementen kaum von denen im lateinischen Westen. Nur fehlen bisher einschlägige, vergleichende Untersuchungen. Wenn *gentes* im fünften Jahrhundert Provinzen zu *Regna* formten, konnten Barbaren schnell sehr römisch werden. So nahmen, um mit Wolf Liebeschuetz zu sprechen, die Vandalen nach der Mitte des fünften Jahrhunderts den Berbern gegenüber eine römische Position ein, waren also damit beschäftigt, andere Barbaren in ein spätrömisches System einzubinden bzw. sie von den Grenzen fernzuhalten.²¹ Spätantike und auch frühmittelalterliche Beobachter, man denke nur an die merowingische wie karolingische Konfrontation mit den Slawen, sahen sich mit Barbaren konfrontiert. Der Überbegriff Germanen war für sie bei Weitem nicht so bedeutend, wie die ältere Forschung glauben machte; ganz im Gegensatz zum Großbegriff Skythen übrigens.

Auf Reichsboden entstanden ab dem 6. Jahrhundert Herkunftsgeschichten mit einer skandinavischen, skythischen, trojanischen oder pannonischen Ursprungssage.²² Aus dem kalten Norden kamen in der Vorstellung der römischen Ethnographen unüberschaubar viele Völker und die Vorstellungen der klassischen Ethnographie wurden nie ganz abgelegt, wie sehr auch beobachtete Ereignisse dagegen sprechen mochten. Jordanes nennt Skandinavien *officina gentium aut certe velut vagina nationum*, eine „Völkerwerkstatt oder Gebärerin von Stämmen“.²³ Paulus Diaconus verortet den Ursprung der Langobarden ebenfalls in dieser Völkerwerkstatt. Und weiter weiß er zu berichten, dass viele Völker dort ihren Ursprung haben: „*Est insula qui dicitur Scadanan (...) in partibus aquilonis, ubi multae gentes habitant.*“²⁴ Der Geograph von Ravenna definiert um 700 Skandinavien in dieser Tradition stehend als *Antiqua Scythia* und bezieht sich dabei auf die Herkunft der skythischen Goten,

²⁰ Walter Pohl, *Regnum und gens, Vortrag auf der Tagung "Staat und Staatlichkeit im europäischen Frühmittelalter, 500-1050. Grundlagen, Grenzen, Entwicklungen"* in Wien am 27.09.2007.

²¹ J. H.W.G. Liebeschuetz, *Gens into Regnum: The Vandals*, in: *Regna and Gentes. The Relationship between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World*, ed. Hans Werner Goetz/ Jörg Jarnut/ Walter Pohl (The Transformation of the Roman World 13, Boston/Leiden 2003) 55-83, hier 56: „It looks as if the Moors were building up *gentes* and turning *gentes* into *regna* just as the Germanic peoples had been doing before, and during their march through the empire.“

²² Patrick J. Geary, *Barbarians and Ethnicity*, in: *Late Antiquity. A Guide to the Postclassical World*, ed. Glenn Warren Bowersock/Peter Robert Larmont Brown/Oleg Grabar (Cambridge/Mass./London 1999) 107-129, hier 108; Wolfram, *Origo et religio. Ethnische Traditionen und Literatur in frühmittelalterlichen Quellen*, in: *Mittelalter. Annäherungen an eine fremde Zeit*, ed. Wolf Hartmann (Schriftenreihe der Universität Regensburg NF 19, Regensburg 1993) 27-39, hier 31-36.

²³ Jordanes, *Getica* 25; Übersetzung Wolfram, *Goten*, 14.

²⁴ Paulus Diaconus, *Origo Gentis Langobardorum* 1; ähnlich in der *Historia Langobardorum* 1,1; vgl. Walter Pohl, *Der Germanenbegriff vom 3. bis 8. Jahrhundert - Identifikationen und Abgrenzungen*, in: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch – deutsch“*, ed. Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (RGA Erg. Bd. 34, Berlin/New York 2004) 163-183, 174 mit Anm. 50.

Gepiden und Dänen. Diese Kategorisierung findet sich drei Jahrhunderte später bei Adam von Bremen, der die Ostsee *mare Scythicum* nennt. Alle Völker an den Küsten dieses Meeres sieht er als Skythen, folglich auch die Slawen. Helmold von Bosau und Otto von Freising übernehmen diese Sicht der Dinge.²⁵ Was für diese Autoren skythisch war, machte die Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts zu germanisch. Man glaubte, es besser zu wissen als die Quellen. Historische Forschung sollte aber zuerst die Quellen ernst nehmen.

Germanen: Caesar und Poseidonios

„Ein Volk, das sich Germanen nannte, hat es vielleicht nie gegeben. Als Fremdbezeichnung hingegen hat der Germanennamen eine lange und reichhaltige Geschichte, von Caesars *Germani* bis zu den heutigen *Germans*.“²⁶ Obwohl die antike Kategorie der Germanen seit Caesar und Poseidonios alles andere als präzise war, wurde sie sehr ernst genommen und als ein Ausgangspunkt akademischer Disziplinen angesehen. „Penible Forschungen und kontroverse Debatten waren mit solchen Verkürzungen durchaus vereinbar.“²⁷

Poseidonios von Apamea (etwa 135-51 v. Chr.) dachte die Welt nördlich der Donau als in einen skythischen und einen keltischen Teil geordnet. Im Zusammenhang mit der Schilderung des Kimbernkrieges erwähnt er Germanen, die zum Frühstück gliedweise gebratene Fleischstücke essen und dazu Milch und ungemischten Wein trinken. Diese Elemente sind Topoi, die eine frühe Kulturstufe signalisieren sollten. Poseidonios sprach von Kelten und stellte einen von Caesar dann verwendeten Begriff zur Verfügung.²⁸ Seit der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts führte Caesar den Germanennamen als Ordnungskategorie ein, die sich in der antiken Literatur nie ganz durchsetzen sollte. Die Grundlage für eine lange und komplexe Rezeption war geschaffen, der Rhein erstmals als trennende Grenze definiert. Der Feldherr versuchte, seine Eroberungspolitik damit zu rechtfertigen, dass die Barbaren westlich des Rheins viel kriegerischer und wilder seien als jene im eroberten Gallien.²⁹ „Caesar hatte also (...) mit Schwert und Feder einen Germanen- und Germanenbegriff geschaffen, der in den folgenden Jahrhunderten nie ganz in Vergessenheit geriet.“³⁰

²⁵ *Ravennatis anonymi cosmographia et Guidonis geographica (Itineraria Romana 2)* 1, 8; Adam v. Bremen, *Gesta* 2, 18-19; vgl. Hansgerd Göckenjan, *Skythen*, in: *Lexikon des Mittelalters* 7 (1995) 1999; Franz Staab, *Geograph von Ravenna*, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 11 (1998) 102-109.

²⁶ Pohl, *Die Germanen*, 1.

²⁷ Pohl, *Die Germanen*, 1.

²⁸ Poseidonios, *Fragment 22* nach Athenaios 4, 39 p. 153 e; Dieter Timpe, *Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde*, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 11 (1998) 2-5; Reinhard Wolters, *Die Römer in Germanien* (München 2000) 16-17.

²⁹ Die These, der Germanenbegriff habe als Rechtfertigung gedient, erscheint zuerst bei: Gerold Walser, *Caesar und die Germanen. Studien zur politischen Tendenz römischer Feldzugsberichte (Historia Einzelschriften 1, Stuttgart 1956)*; vgl. weiters Wolfgang Maria Zeitler, *Zum Germanenbegriff Caesars: Der Germanenexkurs im sechsten Buch von Caesars Bellum Gallicum*, in: *Germanenprobleme in heutiger Sicht*, ed. Heinrich Beck (RGA Erg. Bd. 1, Berlin/New York 1986) 41-52; Dieter Timpe, *Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde*, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 11 (1998) 8-10, *Literatur* 62-65.

³⁰ Jarnut, *Germanisch. Plädoyer*, 108.

Im 3. Jahrhundert verliert der lateinische Westen den Germanenbegriff Caesars

Der Germanenbegriff wurde zwar auch nach Caesar und Tacitus in der Spätantike und dem frühen Mittelalter verwendet, aber meist auf einzelne *gentes* beschränkt, wie Walter Pohl gezeigt hat. Im lateinischen Westen verwendete man statt dem wohl als unspezifisch empfundenen Begriff seit dem späten 3. Jahrhundert meist *Franci* und *Alamanni* als genauere Bezeichnungen.³¹ Eine der Ausnahmen findet sich in der *Historia Augusta*. Bei der Schilderung des Triumphzugs Aurelians im Jahr 274 führt der Kaiser neben gefangenen Goten, Vandalen, Alanen, Franken und Amazonen auch Germanen durch Rom. Mit diesen Germanen sind Alemannen von der Rheingrenze gemeint. Auch Ammianus Marcellinus bediente sich des caesareischen Germanenbegriffs. Die Alemannen und andere *gentes* an der Rheingrenze bezeichnete er als *Germani* oder *Barbari*. Den Germanenbegriff verstand er geographisch und in Anlehnung an Caesar.³² Auch außerhalb des römischen Reiches bzw. der römisch-ethnographischen Terminologie finden sich Belege dafür, dass „Germanen“ nicht als Überbegriff gemeint war. Auf einem der Siegesreliefs Shapurs I. (242-273) in Bishapur werden unter den Besiegten Goten und Germanen getrennt voneinander genannt.³³

Orosius verwendet den Germanennamen, um von Feinden Roms an Rhein und Donau zu berichten. Auffallend ist bei Orosius, dass nur in Bezug auf kaiserzeitliche Ereignisse der Germanenbegriff verwendet wird. Spricht er von aus seiner Sicht rezenteren Vorgängen des 5. Jahrhunderts, bezeichnet er Vandalen, Alanen oder Goten mit ihren gentilen Namen.³⁴ Gregor von Tours verwendet *Germani* ein einziges Mal in einem Zitat aus Renatus Profuturus Frigeridus. Der Sohn des Usurpators Constantinus wird um 410 *ad Germanias gentes* geschickt, um fränkische und alemannische Hilfstruppen zu werben.³⁵ „Diese Bedeutung (des Germanennamens, d.V.), die ihre Wirkung aus historisierenden Anmutungen schöpfte, verlagerte sich allmählich auf Ereignisse in entfernterer Vergangenheit, und der Germanenname wurde zum vergangenheitsbezogenen Bildungsbegriff – in dieser Bedeutung hatte er ja noch eine große Zukunft.“³⁶

Die seit Caesars Kriegsbericht getroffene Unterscheidung zwischen einer linksrheinischen *Gallia* und einer rechtsrheinischen *Germania* hatte Eingang in die politische, militärische und geographische Sprache gefunden. Wie die moderne Wissenschaft hatte auch das Schrifttum der Spätantike Probleme mit dem unspezifischen Germanenbegriff Caesars und entsprechend selten findet er sich in den Quellen. Als Fremdbezeichnung wurde der Begriff entweder auf die Franken und Alemannen eingeschränkt oder für Völker früherer Zeiten verwendet. Im Unterschied zum Slawennamen hat sich der Germanenname als Selbstbezeichnung nie durchgesetzt.³⁷

Im Kontext der Kirchenorganisation des 8. Jahrhunderts, beispielsweise in den Briefen des Bonifatius, werden des Öfteren *Germanicae gentes* und *Germania* verwendet. Parallel dazu findet sich in den Briefen die Bezeichnung *Gallia*, so etwa (...) *verum etiam Francorum et*

³¹ Pohl, Germanenbegriff, 172.

³² SHA Aurelian. 33f.; Pohl 2002, 14; Geary, Myth of Nations, 70.

³³ Georgina Herrmann/Rosalind Howell, The Sasanian Rock Reliefs at Bishapur 1. Bishapur III. Triumph attributed to Shapur I (Iranische Denkmäler 9, Berlin 1980) 67. Für den Hinweis danke ich Prof. Peter Herz, Regensburg.

³⁴ Orosius, *Historia adversus paganos* 5, 24, 6; 7, 29, 15; 7, 35, 4; 7, 41, 2.

³⁵ Gregor von Tours, *Historiae* 2, 9; vgl. Pohl, Germanenbegriff, 173; Helmut Castritius, Renatus Profuturus Frigeridus, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 24 (2003) 507-508; Paul Wynn, Frigeridus, the British Tyrants, and the Early Fifth Century Barbarian Invasions of Gaul and Spain, in: *Athenaeum* 85 (1997) 69-120, hier 70.

³⁶ Pohl, Germanenbegriff, 175.

³⁷ Pohl, Germanenbegriff, 173, 172 und 176.

Galliarum gentes.³⁸ Der Begriff bezieht sich im oben genannten Sinn auf Heiden in den Gebieten, die man in der römischen Kaiserzeit *Germania* genannt hatte. *Gallia* und *Germania* sind in diesen Fällen als antiker Begrifflichkeit entlehnte geographischer Termini zu verstehen.³⁹ 722 bezeichnet die päpstliche Kanzlei Gregors II. das spätere Herrschaftsgebiet Ludwigs II. als *Germaniae partes vel plaga orientalis Reni fluminis*.⁴⁰

Neben *Germania*, als Bezeichnung der fränkischen, rechtsrheinischen Gebiete, bediente man sich in der Karolingerzeit geographischer Begriffe wie *Gallia*, *Lotharingia*, *Francia*, *Italia* oder *Burgundia*. Parallel zur Idee eines fränkischen Reiches mit einer Ost- und einer Westhälfte, einer *Francia occidentalis* und einer *Francia orientalis*, war Ludwig II. (Ludwig der Deutsche) Herr über vier *Regna*. Er regierte die Alemannen und Baiern, die Sachsen und die Franken. Nur aus westfränkischer bzw. päpstlicher Perspektive wurde Ludwig als *rex Germaniae* oder *rex Germanorum* tituliert und sein Herrschaftsbereich *Germania* genannt. Die Setzung „Ludwig der Deutsche“ zeigt, wie quellenferne Interpretationen im Laufe der Wissenschaftsgeschichte angewandt wurden. Gemeint ist in den Quellen nämlich ein Ludwig, der über die rechtsrheinischen Gebiete der *Francia* herrscht, über ein *regnum in orientali Francia*.⁴¹ Daneben findet sich auch *regnum orientalium Francorum*.⁴² In einer Ludwig II. gewidmeten Evangelienharmonie Otfrid von Weissenburgs erscheint die althochdeutsche Entsprechung *ostarrîchi* für die von ihm beherrschten *Regna*: „Lúdwig ther snéllu,/thes wísdumes fólllo,/er óstarrîchi rîhtit ál,/so Fránkono kúning scal;/Ubar Fránkono lant/so gengit éllu sin giwalt,/thaz rîhtit, so ih thir zéllu,/thiu sin giwált ellu.“ Ludwig regierte also die *Regna* der *Baioarii*, *Saxones*, *Franci* and *Alemanni*, *ostarrîchi al*, wie es einem fränkischen König zustand.⁴³ Erst seit dem 18. Jahrhundert ist der Beiname „der Deutsche“ für Ludwig II. verwendet worden und eine Reihe von Historikern und Germanisten sah in ihm den

³⁸ Bonifatius, ep. 84, in: MGH Epp. Sel. (ed. Michael Tangl, Die Briefe des Heiligen Bonifatius und Lullus, MGH Epistolae selectae, Berlin 1916) 188-189, hier 189.

³⁹ Bonifatius, ep. 38; 45; 75; 76; Liber Pontificalis 91, 3; vgl. Pohl, Germanenbegriff, 175.

⁴⁰ Bonifatius, ep. 17; Bonifatius ep. 43 ist ein Brief Gregors III. an die Hessen und Thüringer: *Gregorius papa universis optimatibus et populo provinciarum Germaniae, Thuringis et Hessis (...) vel omnibus in orientali plaga constitutis*. Vgl. Herwig Wolfram, Salzburg, Bayern, Österreich. Die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* und die Quellen ihrer Zeit (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 31, Wien/München 1995) 84 und Anm. 76.

⁴¹ DD LD 13, in: MGH DD LD (ed. Paul Fridolin Kehr, MGH Diplomata. Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwigs des Jüngeren, Berlin 1934) 15-16; vgl. Herwig Wolfram, Lateinische Herrscher- und Fürstentitel im neunten und zehnten Jahrhundert, in: *Intitulatio II. Lateinische Herrscher- und Fürstentitel im neunten und zehnten Jahrhundert*, ed. Herwig Wolfram (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Erg. Bd. 24, Wien 1973) 19-178 at 110-112; Herwig Wolfram, Bavaria in the tenth and early eleventh centuries, in: *The new Cambridge medieval history 3. c. 900 – c. 1024*, ed. Timothy Reuter (Cambridge 1999) 293-309 at 294; Dieter Geuenich, Ludwig ‚der Deutsche‘ und die Entstehung des ostfränkischen Reiches, in: *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*, ed. Wolfgang Haubrichs/Ernst Hellgardt/Reiner Hildebrandt/Stephan Müller/Klaus Ridder (RGA Erg. Bd. 22, Berlin/New York 2000) 313-329, hier 314-318; Hans-Hubert Anton, Troja-Herkunft, origo gentis und frühe Verfasstheit der Franken in der gallisch-fränkischen Tradition des 5. – 8. Jahrhunderts, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 108 (2000) 1-30.

⁴² *Annales Fuldenses sive Annales regni Francorum orientalis a. 838* (ed. Friedrich Kurze, MGH SS rer. Germ. in us. schol. [7], Hannover 1891) 29.

⁴³ Otfrid von Weissenburg, *Evangelienbuch* 1-3, ed. Wolfgang Kleiber/Ernst Hellgardt 1 (Tübingen 2004); Otfrids *Evangelienbuch*, ed. Oskar Erdmann/Edward Schröder/Ludwig Wolff (Altdeutsche Textbibliothek 49, Tübingen 1973). Diese Edition findet sich unter: <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/ahd/otfrid/otfri.htm?otfri002.htm> (20.08.2007). Andere Beispiele für das althochdeutsche *ostarrîhi* als Äquivalent zum lateinischen *oriens*: *Glossae Herradinae* (ed. Elias Steinmeyer/Eduard Sievers, Die althochdeutschen Glossen 3, Berlin 1895) 406, 3; vgl. Erich Zöllner, Der Österreichbegriff. Formen und Wandlungen in der Geschichte (Österreich Archiv 31, Wien 1988) 11.

Begründer eines deutschen Reiches oder einen Mäzen, der durch seine Initiative die Entstehung einer Gemeinschaft aller Deutschen erst möglich gemacht habe. Dabei überinterpretierte man die Dichte der nichtlateinischen Literatur im Herrschaftsgebiet Ludwigs. Diese ist nämlich im Kontext von missionarischen Bestrebungen zu verstehen und nie als ein identitätsstiftendes Element deutschen Gemeinschaftsgefühls gemeint gewesen.⁴⁴

Die Gleichsetzung von Sachsen, Baiern, Schwaben, Franken und Deutschen war eine erstmals im 11. Jahrhundert greifbare, wenig bekannte Folge des Investiturstreits. Vorgenommen wurde sie von den Anhängern des Kaisers, um die eigene Position zu stärken und auf Angriffe der Kirche mit einer zusätzlichen Legitimation des Kaisertums zu entgegnen. Es handelt sich um eine durch pseudohistorische Erzählungen abgesicherte Variante der *translatio*-Idee, in der durch die Behauptung eines Bündnisses Caesars mit den nun tatsächlich als „deutsch“ bezeichneten Rittern eine Legitimation der Reichsidee und der kaiserlichen Macht gestützt werden sollte.⁴⁵ Gegenüber dem altherwürdigen Papsttum mit seiner sorgsam ausgearbeiteten geschichtlichen Legitimation war man im Norden in der Defensive. Im bald nach 1080 entstandenen mittelhochdeutschen Annolied ging der Dichter von der aus Fredegar und der fränkischen Tradition bekannten Annahme aus, die Römer und die Franken seien von Haus aus verwandt, da ja beide von den Trojanern abstammten. Julius Caesar besiegte zuerst die Baiern, Alemannen, Franken und Sachsen, denen im Annolied besonderes Interesse gilt und deren *origines* teilweise in diesem Text wiederholt werden. Die Baiern sollen aus Armenien stammen, die Sachsen von einem Sohn Alexanders des Großen geeint worden sein und somit in der Tradition der Makedonen stehen. Im Laufe des römischen Bürgerkriegs wandte sich der große Römer Caesar an die deutschen Fürsten um Hilfe. Die ehemaligen Gegner kämpften im Annolied an der Seite Julius Caesars und wurden Mitbegründer seiner Macht und Größe im Römerreich. Diese Konstruktion stützte in der Geschichtskonzeption des Annolieds die Theorie der *translatio imperii ad Francos*.⁴⁶

In der Kaiserchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde diese Gleichsetzung von Germanen und zeitgenössischen Deutschen aus dem Annolied übernommen. Caesar erschien in der Kaiserchronik als milder und gerechter Herrscher über die von ihm zuerst besiegten Schwaben, Baiern, Sachsen und Franken.⁴⁷ Als nach seinen Siegen in Germanien der römische Feldherr von seinen Gegnern verraten worden war, triumphierte er mit der Hilfe der deutschen Ritter (*Tütiscer rîterscephte*) über seine Feinde.⁴⁸ Zentrale Gestalten für den Verlauf der römischen Geschichte in der Kaiserchronik sind nordalpiner Herkunft. Die Geschichte der vier *Regna* wurde mit dem römischen Weltreich verklammert.⁴⁹ In anderen Caesarfabeln, wie dem in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen *Chronicon Ebersheimense*, gründete der römische Imperator Caesar Städte am Rhein und im Elsaß. So wurde dem alten Römer etwa die Regelung der Stellung der Ministerialen zugeschrieben.⁵⁰ Aus dem *bellum Gallicum* glaubte man zu wissen, dass Caesar mit den Germanen die Gallier

⁴⁴ Geuenich, Ludwig ‚der Deutsche‘, 316-319 und Anm. 19.

⁴⁵ Vgl. Herwig Wolfram, Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter (Siedler Deutsche Geschichte 1, Berlin 1990) 35-37; Frantisek Graus, Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter (Köln/Wien 1975) 220-224.

⁴⁶ Annolied 210-615, in: MGH Dt. Chron. 1,2 (ed. Carl Kraus, Der Trierer Silvester. Das Annolied, MGH Deutsche Chroniken 1,2, Hannover 1895) 120-128; vgl. Heinrich Thomas, Bemerkungen zu Datierung, Gestalt und Gehalt des Annolieds, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 96 (1977) 24-61, hier 24-27.

⁴⁷ Deutsche Kaiserchronik 248-454, in: MGH Dt. Chron. 1,1 (ed. Edward Schröder, Deutsche Kaiserchronik, MGH Deutsche Chroniken 1,1, Hannover 1892) 84-88.

⁴⁸ Deutsche Kaiserchronik 480, ed. Schröder, 89.

⁴⁹ Deutsche Kaiserchronik 458-525, ed. Schröder, 89-90; vgl. Erich Nellmann, Die Reichsidee in deutschen Dichtungen (München 1963) 82-85; George Crossley, Die Kaiserchronik (Berlin 1939) 45-46 und 67.

⁵⁰ Graus, Lebendige Vergangenheit, 221 und Anm. 68.

besiegt hatte. Die Analogie Germanen-Deutsche gegen Franzosen-Gallier stellte im *Chronicon* die Bezugsebene zur Zeitgeschichte her. In Rom habe Caesar dann den ersten deutschen Reichstag einberufen und die „geringeren Ritter den Fürsten unter der Auflage, dass die Fürsten jene nicht als Unfreie und Knechte gebrauchten, sondern sie wie Herren und Beschützer in Dienst nähmen“, übergeben. „Von daher kommt es, dass die deutschen Ritter - zum Unterschied von den anderen Völkern - Diener des Reiches und Ministerialen der Fürsten heißen.“⁵¹

Diese mittelalterlichen Vorstellungen von Julius Caesar als unbestreitbare kaiserliche Autorität sind als Voraussetzung für seine Rolle im unter Rudolf IV. von Österreich gefälschten *privilegium maius* zu sehen. Eine der sieben Urkunden mit den ‚uralten‘, aber erfundenen Privilegien wurde angeblich von Caesar ausgestellt. In Österreich begründete das Fälschungswerk eine historiographische Tradition, die das *Privilegium* lange verteidigte. Sonst erhielten sich nur lokale Traditionen, die Caesar eine Rolle in der Geschichte der späteren deutschen Länder zubilligten. Im Ganzen wurde die Integration Caesars in die Reichsgeschichte von der mittelalterlichen Historiographie nicht rezipiert.⁵²

Ein wenig bekanntes Pendant zur Fälschung des *privilegium maius* ist das in Böhmen im 15. Jahrhundert entstandene „Slawenprivileg“. Es sollte angeblich von Alexander dem Großen ausgestellt worden sein. Für die treuen Dienste am großen griechischen Feldherrn habe dieser der *illustri prosapiae Sclavorum* „den ganzen Erdraum vom Norden bis zu den Grenzen Italiens im Süden“ als ewigen Besitz übergeben. Dieses Privileg spielte allerdings keine weitere Rolle in den Traditionsbildungen Böhmens;⁵³ einerseits weil die enthaltenen Ansprüche zu weit von der politischen Realität entfernt lagen, andererseits weil das Bild Alexanders des Großen in der mittelalterlichen Literatur zu ausgeprägt war, um solchen Spekulationen Raum zu lassen. Als Beispiel für auf antike politische Figuren bezogene Versuche der Traditionsbildung ist es jedoch erwähnenswert.

Erst im Humanismus wurde der Germanenname in einer ethnischen bzw. identitätsstiftenden Bedeutung im größeren Ausmaß wiederbelebt, um die Unterschiede zwischen den Rheinländern und den reformierten Gefolgsleuten diverser Fürsten, den Untertanen des *rex christianissimus* in Frankreich, den Spaniern und den Italienern zu benennen.

Die griechische Historiographie verwendet den Germanenbegriff nicht

Die griechische Ethnographie teilte die Welt nördlich der Alpen in eine westliche Keltike und eine östliche Skythike, getrennt vom Tanais, ein.⁵⁴ In diesen Gebieten lebten größere Gruppen, die ἔθνη, denen φύλα zugeordnet wurden. Diese Kategorien wurden bis in die Spätantike angewandt und finden sich in der griechischen Tradition noch darüber hinaus. Die griechische Ethnographie übernahm also den westlich-lateinischen Germanenbegriff im Sinne Caesars und Tacitus' nicht oder nur teilweise, was sich gut bei Strabon zeigen lässt. Strabon weiß von den Germanen, dass sie rechts des Rheins leben und noch größer, wilder wie blonder seien als ihre keltischen Verwandten. Ersteres ist von Caesar, letzteres von Poseidonios übernommen.⁵⁵ Zosimos lässt Konstantin I. ein Heer aus „Germanen und anderen keltischen Völkern“ (Γερμανῶν καὶ τῶν ἄλλων Κελτικῶν ἔθνων) zusammenstellen. In den meisten gängigen Übersetzungen dieser Stelle verbessert und beispielsweise Otto Veh

⁵¹ Wolfram, Das Reich und die Germanen, 37-38.

⁵² Graus, Lebendige Vergangenheit, 221-222; Alphons Lhotsky, Privilegium Maius. Die Geschichte einer Urkunde (Österreich Archiv, München 1957) 18.

⁵³ Graus, Lebendige Vergangenheit, 217 und Anm. 52.

⁵⁴ Iris von Bredow, Tanais, in: Der Neue Pauly 12/1 (2002) 7.

⁵⁵ Strabon, Geographika 4, 196; 7, 290; Pohl, Die Germanen, 51.

formulierte „germanische und keltische Völkern“.⁵⁶ Dabei ist die Stelle ein gutes Beispiel für die lange Dauer der griechischen Kategorien von Skythen und Kelten.

Prokop spricht in seinem Gotenkrieg von Franken am Rhein, die früher einmal Germanen genannt worden seien. Die Stelle zeigt die Reduktion des Germanenbegriffs auf die Franken und seine geographische Konnotation mit der Rheingegend. Bei Agathias findet sich die Bemerkung, dass die ehemals Germanen genannten Barbaren, die Franken, nun Gallien bewohnen sollen.⁵⁷ Germanen und Franken wurden bis ins 8. Jahrhundert in der griechischen Literatur immer wieder gleichgesetzt. Dabei dachte man ähnlich wie bei der Gleichsetzung von Hunnen, Awaren oder Ungarn, die mit den alten Skythen identifiziert wurden.⁵⁸ Die Gleichsetzung Franken-Germanen setzte sich in Byzanz durch, wie etwa bei Konstantin Porphyrogenetos zu sehen ist. In seinem Kriegshandbuch verwendete Konstantin die Kategorie der „blonden Völker“. Diese enthält denkerische Reste der Germanentopoi von Caesar und Tacitus, der Germanenbegriff als solcher war aber offensichtlich nicht mehr geläufig.⁵⁹ Im Hochmittelalter werden in byzantinischen Texten die süditalienischen Normannen als *Frankoi* von den Franzosen als *Frankoi oi kai Germanoi* unterschieden und die Deutschen werden als *Allamanoi* bezeichnet. Da die Franken eine lange Präsenz hatten, benötigte man in Byzanz den Germanenbegriff Caesars nicht mehr. Im Gegensatz dazu verwendete man den Skythenbegriff sehr wohl lange für Hunnen, Awaren und Ungarn. Bei Plinius und Ptolemäus ist Skythen ein allgemeiner Begriff für die Barbaren nördlich des Schwarzmeers. Später angewandt auf Goten, Hunnen oder Awaren steht er sogar hinsichtlich der bezeichneten Kampfweise der ursprünglichen altorientalischen Wortbedeutung „Reiter“ näher.⁶⁰

Wurden neben Skythen und Kelten andere ethnographische Überbegriffe verwendet, dann häufig *gentes Gothicae*. Zu diesen gotischen Völkern gehörten nicht nur die Goten, sondern auch die Alanen, Gepiden, Skiren, Rugier, Eruler wie die Vandalen. Die Forschung seit dem 18. Jahrhundert kategorisierte ostgermanische Völker. Dadurch wurde verdeckt, wie eng das Zusammenleben von Sarmaten, Bastarnen, Carpen, Alanen, Hunnen und eben Goten, Rugiern, Erulern und Vandalen gewesen ist. ‚Ostgermanisch‘ suggeriert die Vorstellung einer germanischen Einheit, wo keine war und die der Spätantike fremd gewesen wäre.⁶¹

Prokop schreibt, dass die größten und bedeutendsten gotischen Stämme Ostgoten, Vandalen, Westgoten und Gepiden seien. Vor langer Zeit (πάλαι) hießen sie Sauromaten und Melanchlainen oder auch Geten (Γετικά ἔθνη).⁶²

⁵⁶ Zosimos, *Historia Nova* 2, 15, 1; Pohl, Germanenbegriff, 170 mit Anm. 31.

⁵⁷ Prokop, *Bellum Gothicum*, 5, 11, 29; Agathias 1, 2; vgl. Pohl, Germanenbegriff, 171.

⁵⁸ Pohl 1987, 47-49; Eugen Ewig, Volkstum und Volksbewußtsein im Frankenreich des 7. Jahrhunderts, in: *Spätantikes und fränkisches Gallien* 1, ed. Eugen Ewig (Beihefte der Francia 3/1, Zürich/München 1976) 231-273, hier 259-261.

⁵⁹ Herwig Wolfram, Byzanz und die Xantha Ethne (400-600), in: *Das Reich und die Barbaren*, ed. Evangelos Chrysos/Andreas Schwarcz (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 29, Wien/Köln 1989) 237-246; Pohl, Vom Nutzen des Germanenbegriffs, 25.

⁶⁰ Pohl, Germanenbegriff, 171 mit Anm. 36 und 37; H. Klinkott, Skythen, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 29 (2005).

⁶¹ Walter Pohl, Goten §16 Identität, Ethnogenese und Integration, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 12 (1998) 439; Peter Heather, *Goths and Romans* 332-489 (Oxford 1991, ²1994) 135-140; Wenskus, Stammesbildung und Verfassung, 462-484.

⁶² Prokop, *Bellum Vandalicum* 1, 2, 3; Jochen Engels, Geten, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* 11 (1998) 563-568.

Resümee

Die ‚gotischen Völker‘ waren also nach den Vorstellungen völkerwanderungszeitlicher Historiographen wie Cassiodor, Jordanes und Prokop niemals Germanen. „Dieses Schicksal teilten sie bei Cassiodor und Jordanes mit den Franken und den für die germanische Altertumskunde so bedeutsamen Skandinaviern.“⁶³ Die griechische Literatur verwendete den Germanenbegriff Caesars kaum. In den lateinischen Quellen kann man nach dem 3. Jahrhundert beobachten, wie *Germani* entweder auf Franken und Alemannen angewandt wird oder an eine gelehrte Tradition angeknüpft werden soll. Der geographische Begriff *Germania* spielt eine Rolle in kirchlichen Kontexten. Im späteren Mittelalter finden sich Geschichtskonstruktionen, die den Reichsadel mit Caesar in Verbindung bringen wollen. Erst im ausgehenden 15. Jahrhundert beginnt mit der Verbreitung der *Germania* des Tacitus die identitätsstiftende und danach politisch wie wissenschaftlich so relevante Aufladung dieser Kategorie. „Der Germanenbegriff, so stellt sich heraus, war zu allen Zeiten (schon seit Cäsar) widersprüchlich und missverständlich. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sein affektiver Gehalt – die Konnotation von Tapferkeit, Wildheit, Ursprünglichkeit, Stolz, Einfachheit, Heidentum usw. – immer ausgeprägter war als sein deskriptiver Wert. Für seine Wiederaneignung und Neudeutung schuf das hervorragende Voraussetzungen, nicht aber für seine zweifelsfreie Definition und Abgrenzung.“⁶⁴

Auf der Tagung des „Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumforschung“ im Oktober 2007 in Schleswig war festzustellen, dass der Germanenbegriff als schlichte Abgrenzung von römischem Fundmaterial in keiner Weise in Frage steht. Vorträge wie „Zur Entstehung und Entwicklung germanischen Pferdegeschirrs in der älteren römischen Kaiserzeit“ bekämen ein grundsätzliches Problem in der typologischen Thesenbildung, verzichtete man auf den Germanenbegriff. Das Beispiel zeigt, wie stark der Begriff verwurzelt ist und wie schwierig es sein wird, fachübergreifend nach Alternativen zu suchen. Die Frage berührt grundlegende Aspekte der historischen Wissenschaften. Zu berücksichtigen steht auch die Forschungsgeschichte. Viele akademische Disziplinen wurzeln in der Entwicklung von Fragestellungen über mehrere Jahrhunderte. Hier liegt großer Diskussionsbedarf, dessen Konsequenzen sehr spannend und anregend sein könnten. Abschließend sei nochmals festgestellt, dass der Germanenbegriff römischer und Jahrhunderte später deutscher, humanistischer Konstruktion entspringt und nicht geeignet ist, die historischen Gesellschaften der Antike und des Mittelalters zu benennen. Eine Zwischenlösung ist, die Namen der jeweiligen Gentes oder den neutraleren Barbarenbegriff, bei all seinen falschen Konnotationen, zu verwenden. Weitere Schritte müssen in breiter Diskussion und unter Einbeziehung verschiedener Fachrichtungen erfolgen.

⁶³ Jarnut, *Germanisch. Plädoyer*, 108.

⁶⁴ Pohl, Germanenbegriff, 177-178.

Freundschaft mit Tieren im Mittelalter

Gabriela Kompatscher

Die vorliegende Textsammlung ist als Fortsetzung und Erweiterung des Artikels über Heilige und Tiere gedacht, der im Latein Forum 59 (2006), 1-24, erschienen ist. Ich möchte mich hier nicht mehr auf Heilige beschränken, sondern darüber hinaus einige Texte vorstellen, die dokumentieren, wie Freundschaften mit Tieren auch außerhalb des geschützten und zum Teil symbolisch und christlich überfrachteten Bereichs des Klosterwesens existierten.

Die Texte wurden unverändert aus der jeweils verwendeten Edition übernommen.¹ Die Übersetzungen der Texte stammen dieses Mal von mir.²

Weitere Texte zum Thema werden in Zusammenarbeit mit dem Mediävisten Peter Dinzelbacher gerade für ein Lesebuch aufbereitet.

Luxurius: Lob auf einen Schoßhund (6. Jh.)

Von Luxurius, einem Epigrammdichter, der im 6. Jh. in Nordafrika wirkte, ist ein Gedicht in elegischen Distichen auf einen Schoßhund überliefert. Er wird zwar noch der Spätantike zugeordnet und ist auch der Tradition seiner antiken Vorläufer, wie etwa Martial, verhaftet, doch möchte ich dieses entzückende Beispiel an den Übergang zum Mittelalter stellen und in diese Sammlung aufnehmen.

Edition:

Shackleton Bailey, D.R., *Anthologia Latina I. Carmina in codicibus scripta*, Fasc. I. Libri Salmasiani aliorumque carmina, Stuttgart 1982.

Literatur:

Happ, H., *Luxurius. Text, Untersuchungen Kommentar II. Kommentar*, Stuttgart 1986, vor allem 393-397.

Radif, L., *Anomalie Animalis*: Bertini, F. (Hg.), *Luxoriana*, Genua 2002, 14-19.

¹ Also ohne Veränderung der Interpunktionszeichen, der Klein- und Großschreibung oder der Charakteristika der mittellateinischen Sprache, die sich in manchen der hier zu Grunde liegenden Editionen widerspiegelt; zu den Eigenheiten des Mittellateins vgl. Karl Langosch, *Lateinisches Mittelalter. Einleitung in Sprache und Literatur*. Darmstadt ⁵1988 (eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Charakteristika der mittellateinischen Sprache findet sich in meinem Artikel *Geschichten aus Clairvaux. Mirakel und Visionen aus dem 12. Jh.* *Latein Forum* 57 [2005], 25-27).

² Frau Sieglinde Sepp danke ich für ihre wertvollen Beiträge zu Übersetzungs- bzw. Interpretationsfragen.

Text

De catula sua brevissima, ad domini sui nutum currente

Forma meae catulae brevis <est> sed amabilis inde,
hanc totam ut possit concava ferre manus.
ad domini vocem famulans et garrula currit,
humanis tamquam motibus exiliens.

- 5 nec monstrosum aliquid membris gerit illa decoris:
omnibus exiguo corpore visa placet.
mollior huic cibus est somnusque in stramine molli;
muribus infensa est, saevior atque catus.
vincit membra <n>imis latratu parvula torvo;
10 si natura dare<t>, posset ab arte loqui.

Text: Shackleton Bailey Nr. 354.

catula, -ae, f.: kleine Hündin • brevissimus 3, hier sehr klein • nutus, -us, m.: Wink • amabilis, -e: liebenswert, bezaubernd • inde: deshalb • concavus 3: hohl • famulari (Depon.): dienstbar sein • garrulus 3: geschwätzig, hier: bellend • exiliens = exsilens; exsilire: in die Höhe springen • decorus 3: zierlich • exiguus 3: klein, zart • mollis, -e: weich • cibus, -i, m.: Nahrung, Futter • somnus, -i, m.: Schlaf • stramen, -inis, n.: Stroh • mus, -ris, m.: Maus • infensus 3: feindlich gesinnt • atque = quam (nach Komparativen) • catus = cattus, -i, m.: Katze • latratus, -us, m.: Gebell • parvulus 3: sehr klein, winzig • torvus 3: drohend

Übersetzung

Von seiner³ kleinen Hündin, die auf einen Wink ihres Herrn herbeilief
Die Gestalt meiner kleinen Hündin ist winzig, aber gerade deshalb bezaubernd,
weil sie als ganze in eine hohle Hand passt.⁴
Wenn sie die Stimme ihres Herrn hört, läuft sie beflissen unter Gebell⁵ herbei
und springt mit menschlich wirkenden Bewegungen in die Höhe.
Und nichts Widernatürliches hat sie an ihren zierlichen Gliedern:
allen, die sie sehen, gefällt sie wegen ihres zarten Wuchses.
Sie bekommt weiches Futter und darf auf weichem Lager schlafen;
den Mäusen ist sie feindlich gesinnt, grimmiger als eine Katze.
Ihre körperliche Schwäche macht sie mit bedrohlichem Gebell wett;
wenn es die Natur gewährte, könnte sie nach allen Regeln der Kunst sprechen.⁶

³ = des Luxurius.

⁴ Happ 393 vermutet, dass es sich um einen Malteserspitz handle, und dass Luxurius bei der Beschreibung der Statur wohl bewusst übertrieben habe.

⁵ *garrulus*, wörtlich: geschwätzig, ist wohl als Vorausverweis auf den letzten Vers zu verstehen.

⁶ Vgl. hierzu v. 6 des unten abgedruckten Epigramms Martial I 109.

Als Ergänzung dazu könnte man Martials Epigramm I 109 auf das Hündchen Issa im Unterricht behandeln:

- Issa est passere nequior Catulli,
 Issa est purior osculo columbae,
 Issa est blandior omnibus puellis,
 Issa est carior Indicis lapillis,
 5 Issa est deliciae catella Publi.
 hanc tu, si queritur, loqui putabis;
 sentit tristitiamque gaudiumque.
 collo nixa cubat capitque somnos,
 ut suspiria nulla sentiantur;
 10 et desiderio coacta ventris
 gutta pallia non fefellit ulla,
 sed blando pede suscitatur toroque
 deponi monet et rogat levare.
 castae tantus inest pudor catellae,
 15 ignorat Venerem; nec invenimus
 dignum tam tenera virum puella.
 hanc ne lux rapiat suprema totam,
 picta Publius exprimit tabella,
 in qua tam similem videbis Issam,
 20 ut sit tam similis sibi nec ipsa.
 Issam denique pone cum tabella:
 aut utramque putabis esse veram,
 aut utramque putabis esse pictam.

Text: *Martialis Epigrammata*, ed. D. R. Shackleton Bailey, Stuttgart 1990

Herbert von Clairvaux, Liber miraculorum (12. Jh.)

Über Herbert von Clairvaux wurde bereits ein Artikel von mir im Latein Forum veröffentlicht (57 [2005] 21-38), sodass hier auf eine Einleitung zu diesem Zisterzienser des 12. Jh., Verfasser einer Sammlung von Mirakeln und Visionen, verzichtet werden kann.

Zur hier abgedruckten Erzählung:

Der Mönch Achardus⁷ erzählt den Novizen in Clairvaux vom Eremiten Schetzelin⁸, den er bei einem Auslandsaufenthalt, als er als Baumeister bei der Errichtung des Klosters Himmerod mitwirkte, persönlich kennengelernt hat.

Schetzelin, so Achardus, lebte 13 Jahre lang in der Wildnis, ohne Dach über dem Kopf, ohne Kleidung, sich streng vegetarisch von Kräutern, Wurzeln und Eicheln ernährend; nur in

⁷ Eintritt in Clairvaux um 1124, Architekt mehrerer Klostergründungen, um 1140 Novizenmeister in Clairvaux, † um 1170 (siehe Altermatt, A. M., Achard: LThK³ 1, 1993, 111).

⁸ Schetzel von Luxemburg, Einsiedler, † um 1140 bei Luxemburg (siehe Heyen, F.-J., Ge[z]elinus [Schetzel] v. Luxemburg: LThK 4, 1995, 636).

Ausnahmefällen sucht er Schutz in der Zivilisation. Auf Weisung Bernhards sucht Achardus den Eremiten auf, um ihm Kleidung und Schuhe zu bringen. Bei dieser Begegnung erzählt Schetzelin u.a., wie er einmal mit Hilfe Gottes der eitlen Versuchung widerstanden habe, ein Häschen auf den Arm zu nehmen, um es zu streicheln und anzusehen. Auch in anderen Heiligenbeschreibungen finden wir Hinweise auf die unerwünschte Zerstreung durch Tiere (z.B. im Libellus de vita et miraculis S. Godrici des Reginald von Durham, cap. 21), doch das Bedürfnis nach körperlicher Nähe zu einem Tier tritt hier wie auch in zahlreichen anderen Beschreibungen des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier ganz offensichtlich zu Tage.

Edition:

Kompatscher, G., Herbert von Clairvaux und sein Liber miraculorum. Die Kurzversion eines anonymen bayerischen Redaktors, Bern (u.a.) 2005.

Literatur:

Herbertus Archiepiscopus Turritanus. Bollettino del Gruppo di Studi „Herbertus“, Off. (1999ff.).

Casey, M., Herbert of Clairvaux's ‚Book of wonderful happenings‘: Cistercian Studies 25, 1990, 37-64.

Griesser, B., Herbert von Clairvaux und sein Liber miraculorum: Cistercienser-Chronik 54, 1947, 21-39 und 118-148.

McGuire, B.P., The Cistercians and the rise of the exemplum in early thirteenth century France: A reevaluation of Paris BN MS lat. 15912: Classica et mediaevalia 34, 1983, 211-267.

Text

LXXVII. De heremita Schazzelino, qui fuit XIII annos sine tecto et indumento

[...]

Nos ita videntes hominem benignum atque affabilem, cum ei fiducialiter iam loqueremur, sciscitati sumus ab eo cum reverentia tamen, utrumne adhuc de carnis illecebris vel demonum irritamentis aliquid molestie toleraret. Tunc ille, ut erat homo iocundus et boni solatii, cum paululum subrisisset, ita loqui exorsus:

‚Iam diu est‘, inquit, ‚amantissimi fratres, ex quo per gratiam Dei a passionibus vitiorum sentio me non mediocriter exoneratum. Sed quoniam temptatio est vita hominis super terram, quis gloriabitur castum se habere cor? Si enim dixerimus, quia peccatum non habemus, nos ipsos seducimus et veritas in nobis non est. In medio namque laqueorum ambulantes et hostilibus gladiis circumquaque patentes, nisi scuto divine protectionis assidue muniamur, numquam nobis cavere poterimus ab hiis, qui sagittant in obscuro etiam rectos corde. Confidimus tamen in Domino, quia fidelis est et non patietur nos temptari supra id, quod possumus. Et nunc vobis exempli gratia aliquid refero, in quo potestis advertere, cuiusmodi temptationibus aliquotiens inquietor.

Quadam itaque die, cum brumalis asperitas solito intentiore pruina rigesceret et nix copiosa de nubibus deflueret, ego torpentibus membris nudus in terra iacebam. Verumtamen rerum Sator omnipotens, qui dat nivem sicut lanam et nebulam sicut cinerem spargit, ipse michi pro laneo amictu, qui deerat, niveum opertorium dederat, magnum quidem et amplum atque ad unius cubiti mensuram fere condensum. Quo

circumquaque latius expanso ita operiebar, ut de corpore nichil appareret. Tantummodo circa fatiem meam virgula fumantis anhelitus ab ore procedens superiectam nivem paulatim undique reliquabat et modicam fecerat aperturam. Interea lepusculus quidam ante fatiem nivis et frigoris fugiens atque ad pausandum latebras queritans casu venit ad ipsum foramen. Qui suavitate caloris illectus illico substitit et super caput meum ibidem accubuit. Tunc ipsa rei novitas subridere me compulit et subripiente levitate deiectus est animus meus a statu solite gravitatis et prolapsus in gaudium vanitatis. Non solum autem, sed et desiderium incidit eundem lepusculum, ut facile poteram, manu iniecta corripere, non ut eam occiderem aut retinerem, sed quia est animal innocens atque lenissimum, ut contrectatione et visu illius aliquamdiu delectarer et dicatum penitentiae tempus hac inepta letitia interim consumere non vererer. Diutius autem suggestioni reluctans desiderium vanum donante Domino superavi tranquilloque corpore manens pavidam bestiolam secure quiescere feci, donec tandem ultronea voluntate recessit.

Et istud est unum de maioribus temptamentis, que a multis retro diebus tolerasse me memini. Quod videlicet quamvis iocose et velut exhilarandi vos gratia fortasse videar vobis alacrius, quam oportuit, retulisse, erubescere tamen et doleo cogitationes meas interdum a vanitatibus istis velut a muscis volitantibus inquietari etiam sine consensu vanitandi. [...]

Text: Kompatscher 269f.

heremita = eremita, -ae, m.: Einsiedler • indumentum, -i, n.: Kleidung • benignus 3: gütig • affabilis, -e: freundlich • fiducialiter (Adv.): vertraulich • sciscitari: sich erkundigen • reverentia, -ae, f.: Ehrfurcht • illecebra, -ae, f.: Lockung • irritamentum, -i, n.: Anfechtung • molestie = molestiae; molestia, -ae, f.: Beschwerlichkeit, Belästigung • solatii = solacii; solacium, -i, n.: Trost • subridere 2: lächeln • exordiri: beginnen • passio, -nis, f.: Leidenschaft • exonerare: entlasten, erleichtern • gloriari: sich rühmen • castus 3: keusch • seducere 3: betrügen • laqueus, -i, m.: Schlinge • patere 2: ausgesetzt sein • divine = divinae • assidue (Adv.): fortwährend • munire: sichern • hiis = iis • sagittare: mit Pfeilen beschießen • temptare: in Versuchung führen • aliquotiens (Adv.): mehrmals • inquietare: beunruhigen • brumalis, -e: winterlich • asperitas, -atis, f.: Härte, Kälte • intentus 3: heftiger • pruina, -ae, f.: Reif • rigescere 3: erstarren • torpere 2: starr sein • Sator, -oris: Säer = Gott • omnipotens, -tis: allmächtig • lana, -ae, f.: Wolle • spargere 3: streuen • michi = mihi • laneus 3: aus Wolle • amictus, -us, m.: Umhang • opertorium, -i, n.: Decke • cubitum, -i, n.: Elle • mensura, -ae, f.: Maß • condensus 3: sehr dicht, verdichtet • circumquaque (Adv.): ringsumher • operire: bedecken • nichil = nihil • fatiem = faciem • virgula (-ae, f.) anhelitus (-us, m.): Atemsäule • reliquare: schmelzen • lepusculus, -i, m.: Häschen • fatiem = faciem • latebrae, -arum, f.: Versteck • foramen, -inis, n.: Öffnung • suavitas, -atis, f.: Annehmlichkeit • calor, -oris, m.: Wärme • illicere 3: verlocken • illico (Adv.): sofort • subsistere 3: stehen bleiben • accumbere 3: sich niederlassen • subridere 2: lächeln • subripere = subrepere 3: sich heimlich einschleichen • deicere 3: verdrängen, entfernen • solite = solitae • gravitas, -atis, f.: Würde • prolabi: zu etwas hingerissen werden • vanitas, -atis, f.: Nichtigkeit • incidere 3: befallen • inicere 3: auf etwas legen • corripere 3: an sich reißen • lenis, -is: sanft • contrectatio, -onis, f.: Berührung • dicare: widmen • penitentia = poenitentia; poenitentia, -ae, f.: Buße • ineptus 3: albern • letitia = laetitia • suggestio, -onis, f.: Einflüsterung • reluctari: sich widersetzen • bestiola, -ae, f.: Tierchen • ultroneus 3: freiwillig • iocosus 3: scherzhaft • exhilarare: aufheitern • erubescere 3: sich schämen • musca, -ae, f.: Fliege • inquietare: stören • consensus, -us, m.: Zustimmung

Übersetzung

LXXVII. Vom Einsiedler Schetzel, der 14 Jahre ohne Dach und Kleidung lebte

Wir sahen also, dass der Mann gut und freundlich war, da wir bereits vertraulich mit ihm sprachen, und fragten ihn, mit Ehrfurcht immerhin, ob er noch immer von den Lockungen des Fleisches und den Anfechtungen durch Dämonen belästigt werde. Da sprach er, als froher und trostreicher Mann, der er war, nachdem er ein wenig gelächelt hatte, Folgendes:

„Es ist schon lange, meine lieben Brüder, seit ich mich durch Gottes Gnaden von den Leidenschaften der Laster sehr erleichtert fühle. Doch da die Versuchung das Leben des Menschen auf Erden ist,⁹ wer wird sich da rühmen ein reines Herz zu haben?¹⁰ Wenn wir nämlich behaupteten, keine Sünde zu haben, betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns.¹¹ Inmitten von Schlingen gehen wir und feindlichen Schwertern ringsumher sind wir preisgegeben; wenn wir uns nicht fortwährend durch den Schild des göttlichen Schutzes rüsten, werden wir uns niemals vor jenen hüten können, die im Dunkeln auch jene beschießen, die rechten Herzens sind. Vertrauen wir aber auf den Herrn, da er treu ist und nicht zulässt, dass wir über unsere Kraft hinaus versucht werden¹². Und nun erzähle ich auch etwas als Beispiel, woraus ihr sehen könnt, durch wessen Versuchungen ich öfter beunruhigt werde.

Eines Tages also, als der bittere Winter im Reif erstarrte, mehr als üblich, und reichlich Schnee aus den Wolken fiel, lag ich mit starren Gliedern nackt auf der Erde. Doch der allmächtige Säer der Dinge¹³, der den Schnee ebenso wie die Wolle gibt und Nebel wie Asche streut,¹⁴ hatte mir höchstpersönlich anstelle eines fehlenden Wollumhanges eine Schneedecke gegeben, groß allerdings und weit und fast auf das Maß einer Elle verdichtet. Da sie sich ringsumher ziemlich breit ausdehnte, war ich so bedeckt, dass nichts mehr von mir sichtbar war. Nur um mein Gesicht herum schmolz eine kleine Atemsäule, die aus dem Mund stieg, den Schnee nach und nach und schuf eine kleine Öffnung. Inzwischen kam ein Häschen, das vor dem Schnee und der Kälte floh und ein Versteck für eine Rast suchte, zufällig zu der Öffnung. Verlockt von der angenehmen Wärme blieb es dort stehen und legte sich auf meinen Kopf. Diese ungewöhnliche Sache brachte mich zum Lächeln, mein Sinn ließ sich vom Leichtsinne mitreißen und vom Zustand üblicher Würde abbringen und geriet in eitle Freude. Aber nicht nur das, mich überkam auch der Wunsch, das Häschen, sofern es leicht ginge, an mich zu reißen, nicht um es zu töten oder festzuhalten, sondern, weil es ein unschuldiges und äußerst sanftes Tier ist, um mich durch die Berührung und den Anblick des Tieres eine Zeitlang zu erfreuen und mich nicht zu scheuen, die der Buße gewidmete Zeit durch diese alberne Freude unterdessen zu verbrauchen. Indem ich mich aber länger der Einflüsterung widersetzte, überwand ich mit Gottes Hilfe den eitlen Wunsch und ließ, den Körper ruhig haltend, das ängstliche Tierchen sicher ruhen, bis es schließlich von alleine fortging.

Und dies ist eine der größten Versuchungen, die ich, wie ich mich erinnere, vor langer Zeit ertragen hatte. Wenn es euch vielleicht auch scheint, dass ich das scherzhaft und, wie um euch zu erfreuen, vergnügter als nötig erzählt habe, schäme ich mich dennoch und es schmerzt

⁹ Vgl. Augustinus, Confessiones X, 28; lob 7,1.

¹⁰ Vgl. Augustinus, Contra duas epistolas Pelagianorum I, 13.

¹¹ Vgl. 1 Joh. 1,8.

¹² Vgl. 1 Cor. 10,13.

¹³ Vgl. Venantius Fortunatus, carm. app. 2, 11; Hrabanus Maurus, carm. 4, 1, u.ö.

¹⁴ Vgl. Ps. 147,5(15).

mich, dass meine Gedanken bisweilen von solchen Nichtigkeiten wie von herumschwirrenden Fliegen gestört werden, auch ohne dass ich diesen Nichtigkeiten zustimme.

Gertrud von Helfta: *Legatus divinae pietatis* (13. Jh.)

Gertrud von Helfta (1256-1302), auch Gertrud die Große genannt, wurde bereits mit fünf Jahren in das Kloster Helfta aufgenommen und verbrachte, nachdem sie eine umfassende geistliche und weltliche Bildung erfahren hatte, dort ihr Leben als Nonne. Als ihr im Alter von 25 Jahren Jesus erschien, ging sie ganz in der Verehrung des Gottessohnes als ihres Herrn und Geliebten auf. Ihre mystischen Erfahrungen hielt sie schriftlich fest; von den fünf Büchern ihres Werkes *Legatus divinae pietatis* („Gesandter der göttlichen Liebe“) wurde jedoch nur das zweite von Gertrud selbst zu Papier gebracht; die Bücher 3-5 haben Mitschwestern nach ihrem Diktat, zum Teil aber auch erst nach ihrem Tod niedergeschrieben; das erste Buch entstand ebenfalls postum und ist eine Schilderung von Gertruds Wesen und Wirken, wie es auch in dem hier wiedergegebenen Kapitel auf besondere Weise zum Ausdruck kommt.

Edition:

Doyère, P. u.a., Gertrude d'Helfta, Oeuvres spirituelles II: Le Héraut (Sources Chrétiennes 139), Paris 1968.

Literatur:

Lanczkowski, Gertrud die Große von Helfta: Mystik des Gehorsams: Dinzelbacher, P., Bauer, D. R. (Hgg.), Religiöse Frauenbewegung und mystische Frömmigkeit im Mittelalter (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 28), Köln, Wien 1988, 153-164.

Text

I, 8. De compassiva ipsius charitate

1. Cum zelo quoque iustitiae de quo praedictum est, exierat illi etiam tantus compassivae charitatis affectus, ut quemcumque videret rationabiliter perturbatum, seu etiam longe positum intelligeret gravatum, statim omnimode satagebat ipsum aut verbis relevare aut scriptis animare; et hoc tanto intendebat affectu quod velut infirmus qui magnis febribus aestuans, de die in diem ab infirmitate sperat liberari vel alleviari, sic ipsa de hora in horam illos quos sciebat gravatos a Domino exoptabat consolari: non solum autem erga homines, verumetiam erga omnem creaturam tanto afficiebatur pietatis affectu, ut quamcumque creaturarum, sive volatilium, sive pecudum, aliquod incommodum ex esurie vel siti vel frigore videret perpeti, mox facturae Domini sui compatiens ex intimo cordis affectu, illud incommodum irrationabilis creaturae Domino devote studebat offerre in laudem aeternam, in unione illius dignitatis qua omnis creatura in ipso est summe perfecta et nobilitata, desiderans ut Dominus misertus creaturae suae, defectus ipsius dignaretur relevare.

Text: Doyère 158-161

compassivus 3: mitfühlend • charitate = caritate; caritas, -atis, f.: Liebe • zelus, -i, m.: Eifer • iustitiae = iustitiae • affectus, -us, m.: Zuneigung, Leidenschaft • rationabiliter: geistig • gravatus 3: bedrückt • satagere 3: sich bemühen • aestuare: glühen • alleviare: lindern • exoptare: sich sehnlich wünschen • consolare: trösten • pietas, -atis, f.: Liebe, Erbarmen • volatile, -is, n.: Vogel • esuries, -ei, f.: Hunger • perpeti: erleiden • factura, -ae, f.: Schöpfung • compati: bemitleiden • irrationabilis, -e: unvernünftig • offerre: darbringen • defectus, -us, m.: Leiden • dignari: sich herablassen, wollen • relevare: erleichtern

Übersetzung

I, 8. Über ihre mitfühlende Liebe

Mit dem Eifer für die Gerechtigkeit, über den vorhin gesprochen worden ist, ging von ihr auch eine so tief empfundene mitfühlende Liebe aus, dass sie, wenn sie einen Menschen verstört sah oder erfuhr, dass jemand, auch wenn er in der Ferne weilte, bedrückt war, sich sofort auf jede erdenkliche Weise bemühte, ihn durch ein Gespräch zu trösten oder mit einem Brief aufzurichten; und darauf war sie mit solcher Leidenschaft bedacht, dass sie wie ein Kranker, der von hohem Fieber glüht und von Tag zu Tag auf Heilung oder Linderung hofft, Stunde für Stunde sehnlich wünschte, dass jene vom Herrn getröstet würden, von denen sie wusste, dass sie bedrückt waren: aber nicht nur gegenüber Menschen, sondern gegenüber jedem Geschöpf empfand sie so große Liebe und Erbarmen, dass sie, wann immer sie ein Geschöpf, ob geflügelt oder vierbeinig, an Hunger, Durst oder Kälte leiden sah, sogleich Mitleid aus tiefstem Herzen mit der Schöpfung ihres Herrn fühlte; und dieses Leiden des unvernünftigen Geschöpfes bemühte sie sich demütig dem Herrn zum ewigen Lob darzubringen, in Vereinigung mit jener Würde, auf Grund derer jedes Geschöpf in ihm selbst aufs höchste vollendet und geadelt worden ist, mit dem Wunsch, dass der Herr sich seiner Geschöpfe erbarme, und ihre Leiden erleichtern wolle.

Gesta Romanorum (um 1300)

Auf eine Einleitung zu dieser mittelalterlichen Exempelsammlung darf an dieser Stelle verzichtet und stattdessen auf meinen Artikel dazu im Latein Forum 42 (2000), 1-17, verwiesen werden.

Zu den hier abgedruckten Texten:

Text 1: Löwe als Gefährte

Dieses Motiv ist weit verbreitet, man denke nur an *Yvain*, den Ritter mit dem Löwen von Chrétien de Troyes. Aber auch Anklänge an die Episode mit dem schwimmenden Jagdhund in Konrads von Würzburg *Partonopier und Melius* sind erkennbar sowie Reminiszenzen an die Antike: die Heimkehr des Odysseus zu seiner von Freiern umlagerten Frau Penelope – auch dort ist es ein Tier, das seinem Herrn die Treue zeigt.

Text 2: Knabe und Delphin

Die Erzählung ist antiken Ursprungs, wir finden sie z.B. bei Plinius, *Naturalis Historia* 9, 25, und bei Gellius, *Noctes Atticae* 6, 8. Ihr Fortleben im Mittelalter verdankt sie – wie auch viele andere antike Stoffe – der christlichen Auslegung, die sie erfahren hat.

Man denke übrigens auch an die freundschaftlichen Begegnungen zwischen Menschen und Delphinen, von denen auch heute immer wieder berichtet wird, wie etwa die Rettung eines Jungen im Golf von Manfredonia durch einen Delphin („Ragazzo cade in mare, lo salva un delfino“, *Corriere della Sera*, 28.08.00).

Editionen:

Oesterley, H., *Gesta Romanorum*, Berlin 1872 (2. Nachdr.-Aufl. dieser Ausgabe: Hildesheim [u.a.] 1980).

Dick, W., *Die Gesta Romanorum nach der Innsbrucker Handschrift vom Jahre 1342 und vier Münchener Handschriften* (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie VII), Erlangen und Leipzig 1890.

Kompatscher, G., *Die Gesta-Romanorum-Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck Cod. 667, 509 und 433, ihre Beziehungen zueinander und zu den anderen Gesta-Romanorum-Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck* (Commentationes Aenipontanae XXXI = Tirolensia Latina 1), Innsbruck 1997.

Literatur:

Wawrzyniak, U., *Gesta Romanorum: Enzyklopädie des Märchens* 5, 1987, 1201-1212.

Weiske, B., *Gesta Romanorum*, 2 Bde. (Fortuna vitrea 3 und 4), Tübingen 1992.

Text 1

(Oest. 216, app. 20)

Erat quidam rex qui ad terram sanctam perrexit. Miles quidam erat qui amore inordinato reginam dilexit et e converso [venit ad dominam et cum ea morabatur, quam diu rex erat absens]. Cum rex vero moram traxisset, regina cum milite loquebatur ut eam¹⁵ in uxorem acciperet dicens: dominus meus rex mortuus est; diem nuptiarum constituerunt. Rex vero ante nuptias venit de terra sancta. In via vidit leonem juvenem ac leopardum adinvicem pugnans, et leopardus fere leonem occidit. Rex vero leoni compaciebatur, gladium extraxit et contra leopardum pugnavit et eum occidit. Leo vero statim regem sequebatur usque ad mare. Rex navem ascendit et leonem in terra dimisit. Sed leo hoc videns non obstante in mare saltavit et post navem natabat. Rex vero hoc videns naute precepit ut eum introduceret, et sic factum est. Cum vero ad terram venerunt, rex ad castrum suum equitabat, leo eum peditando sequebatur. Cum vero prope castrum venisset nuncium primo misit ad auscultandum, quomodo regina se haberet; nuncius rediit denuncians regi, quod omnes nobiles regni in mensa sederent eo quod regina nupciis erat tradita uni militi. Rex cum hoc audisset convivium solus intravit, leo vero sequebatur, cum invenit omnes comedentes et militem cum eis qui reginam desponsaverat, leo coram omnibus illum invasit et occidit. Quod videntes alii valde timuerunt. Ait rex: nolite timere, solus inimicus meus est occisus, uxorem vero graviter punivit et leonem secum continue tenuit.

[...]

Text: Oesterley 624f.

pergere 3: aufbrechen, reisen • inordinatus 3: ungehörig • e converso: umgekehrt • moram trahere: länger zögern, verweilen • nuptiae, -arum, f.: Hochzeit • juvenem = iuvenem • adinvicem (Adv.): miteinander • compaciebatur = compatiebatur; compati: bemitleiden • non obstante: nichtsdestotrotz • naute = nautae • precepit = praecepit; praecipere 3: befehlen • castrum, -i, n.: Schloss • peditare: zu Fuß gehen • nuncium = nuntium • auscultare: lauschen • denuncians = denuntians • nupciis = nuptiis • comedere: verzehren, verprassen • invadere 3: angreifen

Übersetzung Text 1

Es war einmal ein König, der ins Heilige Land zog. Da gab es einen Ritter, der die Königin auf ungehörige Weise liebte und umgekehrt war es ebenso [er kam zur Herrin und blieb bei ihr, solange der König abwesend war]. Da der König aber seine Rückkehr hinausgeschoben hatte, sprach die Königin zu dem Ritter, er solle sie zur Frau nehmen, und sagte: „Mein Herr, der König ist tot.“, und sie legten den Tag für die Hochzeit fest. Der König kam jedoch vor der Hochzeit aus dem Heiligen Land zurück. Auf dem Weg sah er einen jungen Löwen und einen Leopard, die miteinander kämpften, und der Leopard tötete fast den Löwen. Der König aber hatte Mitleid mit dem Löwen, zog das Schwert heraus und kämpfte gegen den Leopard und tötete ihn. Der Löwe aber folgte dem König bis zum Meer. Der König bestieg ein Schiff und

¹⁵ Die Ausgabe von Oesterley bietet hier *eum*, das keinen Sinn macht; daher wurde die Stelle zu *eam* geändert (durchaus zulässig statt eines reflexiven *se*). Die Ausgabe von Dick hingegen bietet statt *uxorem virum*.

ließ den Löwen an Land zurück. Doch als der Löwe dies sah, sprang er nichtsdestotrotz ins Meer und schwamm dem Schiff hinterher. Der König aber sah dies und befahl dem Seefahrer, ihn ins Schiff zu hieven, und so geschah es. Als sie an Land kamen, ritt der König zu seinem Schloss, der Löwe folgte ihm zu Fuß. Nachdem er in die Nähe des Schlosses gekommen war, schickte er zuerst einen Boten, um auszukundschaften, wie es der Königin gehe. Der Bote kehrte zurück und meldete dem König, dass alle Adeligen des Reiches zu Tische säßen, weil die Königin sich einem Ritter vermählt hätte. Als der König dies vernahm, ging er allein zum Gastmahl, der Löwe aber folgte ihm; er fand alle beim Gelage vor und mit ihnen den Ritter, der die Königin geheiratet hatte; diesen fiel der Löwe vor aller Augen an und tötete ihn. Als die anderen dies sahen, fürchteten sie sich sehr. Der König sprach: „Fürchtet euch nicht, nur mein Feind wurde getötet.“ Die Königin aber bestrafte er hart und den Löwen behielt er immerfort bei sich.

Text 2

(Oest. 267, app. 71)

Refert Valerius, quod erat quidam puer quinque annorum, qui singulis diebus ad litus maris perrexit; quod videns quidam delphinus incepit cum puero ludere et ipsum super dorsum portare. Puer vero singulis diebus panem ad delphinum portabat et sic delphinum per 5 vel 10 annos sustentabat. Accidit uno die, quod puer ad litus maris perrexit portans secum panem ut solitus erat, delphinus non venit. Interim mare puerum circumvallabat et puer submersus est, cum mare se traxit, delphinus venit et cum puerum mortuum invenisset pre nimio dolore juxta puerum cecidit et mortuus est. *Reduccio.* Karissimi, puer iste potest dici quilibet bonus Christianus, qui omni die debet spaciari juxta mare, i. e. juxta mundum, non in mundo, ad seminandum opera misericordie. Unde primus pater Adam erat puer, i. e. in puritate vite antequam peccaverit juxta mundum in paradiso terrestri ubi deum contemplant. Delphinus est deus, qui eum creavit et sua gracia portavit de agro damasceno in paradysum, sed puer adam moritur quando de pomo contra dei precepta comedit et sic involvebatur fluctibus maris, i. e. in miseriis hujus mundi. Juxta illud Gen.: In sudore vultus etc. Sed delphinus, i. e. deus, tantum eum dilexit, quod de celo descendit et pro eius amore et pro suo genere mortuus est in cruce.

Text: Oesterley 668

litus, -oris, n.: Strand • dorsum, -i, n.: Rücken • sustentare: ernähren, füttern • circumvallare: mit einem Wall umgeben, umspülen • submergi: ertrinken • juxta = iuxta • spaciari = spatari: spazieren gehen • misericordie = misericordiae • puritas, -atis, f.: Reinheit • contemplare: betrachten • gracia = gratia • ager damascenus: Damaszenerfeld • pomus, -i, m.: Obstbaum, Apfelbaum • precepta = praecepta; praeceptum, -i, n.: Vorschrift • comedere = edere • involvere 3: bedecken • hujus = huius • sudor, -oris, m.: Schweiß

Übersetzung Text 2

Valerius erzählt von einem fünfjährigen Knaben, der jeden Tag zum Strand ging; als ein Delphin dies sah, begann er mit dem Knaben zu spielen und ihn auf dem Rücken zu tragen. Der Knabe aber brachte dem Delphin jeden Tag Brot und fütterte ihn so fünf oder zehn Jahre

lang. Es geschah eines Tages, dass der Knabe wie üblich mit einem Brot zum Strand ging, aber der Delphin kam nicht. Inzwischen umspülte das Meer den Knaben und er ging unter; als das Meer zurückwich, kam der Delphin, und als er den Knaben tot vorfand, fiel er vor lauter Schmerz neben dem Knaben nieder und war tot.

Umlegung¹⁶: Ihr Lieben, dieser Knabe kann als beliebiger guter Christ gelten, der jeden Tag neben dem Meer spazieren muss, d.h. neben der Welt, nicht in der Welt, um Werke der Barmherzigkeit zu säen. Daher war der erste Vater, Adam, auch ein Knabe, d.h. er lebte in kindlicher Unschuld,¹⁷ bevor er neben der Welt im irdischen Paradies sündigte, wo er Gott betrachtete. Der Delphin ist Gott, der ihn erschaffen hat und durch seine Gnade aus dem Damaszenerfeld¹⁸ ins Paradies gebracht hat, doch der Knabe Adam starb, als er gegen Gottes Geheiß vom Apfelbaum aß, und so wurde er von den Fluten des Meeres überrollt, d.h. vom Elend dieser Welt. Gemäß dem Spruch in Genesis¹⁹: Im Schweiß des Angesichts usw. Doch der Delphin, d. h. Gott, liebte ihn so sehr, dass er vom Himmel stieg und für seine Liebe und sein Geschlecht am Kreuze starb.

Die Biographien über den hl. Franziskus von Assisi aus dem 13. / 14. Jh.

Einige Episoden aus den uns erhaltenen Franziskus-Viten hatte ich bereits in die erwähnte Textsammlung aufgenommen.²⁰ Neben der Vogelpredigt, der Geschichte mit dem Fasan und der Darstellung aus der *Legenda Aurea*, welche Franziskus' Verbundenheit mit allen Lebewesen betont, sind noch zahlreiche weitere interessante Tiergeschichten in der hagiographischen Überlieferung zu finden, von denen hier einige weitere vorgestellt werden sollen.²¹

Der Großteil der hier abgedruckten Texte wurde der *Vita prima* und der *Vita secunda* des Thomas von Celano entnommen, des ersten Biographen des hl. Franziskus; ein weiterer Text stammt aus Thomas' *Tractatus de miraculis beati Francisci*. Als Anhang habe ich ein Kapitel aus den *Fioretti di San Francesco* eingefügt, einer im 14. Jh. entstandenen und anonym überlieferten Übertragung der *Actus beati Francisci et sociorum eius* des Ugolino von Montegiorgio ins Italienische – für SchülerInnen, die Kenntnisse der italienischen Sprache haben, sicher eine interessante Ergänzung.

Editionen:

Menestò, E., Brufani, S., *Fontes Franciscani (Medioevo francescano, Testi 2)*, Assisi 1995.

Bonino, G. D., *I Fioretti di san Francesco (Nuova Universale Einaudi 52)*, Torino 1983.

Literatur:

Cardini, F., *Francesco d'Assisi e gli animali: Studi francescani 78*, 1981, 7-46.

Text 1

¹⁶ = christliche Moralisierung.

¹⁷ Vgl. Isidor v. Sevilla, *Etymologiae* 11, 2, 10: *Puer a puritate vocatus, quia purus est* („Puer [Knabe] kommt von puritas [Unschuld], weil er purus [unschuldig] ist“).

¹⁸ Der Ort, an dem Adam erschaffen wurde.

¹⁹ Gen. 3, 19: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

²⁰ *Latein Forum* 59 (2006), 1-24. Zum Verhältnis des hl. Franziskus zu den Tieren siehe dort S. 3f.

²¹ Wertvolle Anregungen, wie Texte über den hl. Franziskus im Unterricht behandelt werden können, bietet u.a. der Artikel von Anna Christoph (*Latein Forum* 60 [2006], 1-12).

Thomas von Celano, Vita prima S. Francisci I 21 (60)

Nam cum tempore quodam apud castrum Graecii moraretur, lepusculus unus captus laqueo, a fratre quodam vivus apportatus est ei. Quem videns vir beatissimus, pietate commotus ait: „Frater lepuscule, veni ad me. Quare sic te decipi permisisti?“ Statimque a fratre dimissus qui eum tenebat, ad sanctum confugit et velut in tutissimo loco, nullo cogente, in eius sinu quievit. Cumque aliquantulum quievisset ibidem, pater sanctus eum materno affectu demulcens, dimisit eum, ut liber ad nemus rediret. Qui cum saepe in terra positus, ad sancti sinum recurreret, iussit eum tandem ad silvam, quae propinqua erat, a fratribus deportari. – Simile quiddam contigit de quodam cuniculo, quod animal valde indomesticum est, cum esset in insula laci Perusii.

Text: Menestò / Brufani 335f.

castrum, -i, n., hier: Dorf • lepusculus, -i, m.: Häuschen • laqueus, -i, m.: Schlinge • pietas, -atis, f.: Liebe, Erbarmen • commovere 2: bewegen • decipere 3: täuschen • permittere 3: zulassen • dimittere 3: loslassen • cogere 3: zwingen • sinus, -us, m.: Schoß • aliquantulum (Adv.): eine Zeit lang • quiescere 3: ausruhen • demulcere 2: streicheln • cuniculus, -i, m.: Kaninchen • indomesticus 3: unnahbar • lacus, -i = lacus, -us

Übersetzung Text 1

Denn als er sich einmal im Dorf Greccio²² aufhielt, wurde ihm von einem Bruder ein Häuschen, das sich in einer Schlinge verfangen hatte, noch lebend gebracht. Als der selige Vater es sah, sprach er von Mitleid bewegt: „Bruder Häuschen, komm zu mir. Warum hast dich so ins Garn locken lassen?“ Sofort lief es, als der Bruder, der es hielt, losgelassen hatte, zum Heiligen und ruhte sich, ohne dass es wer dazu zwingen würde, in seinem Schoß aus, als ob dies der sicherste Ort wäre. Nachdem es dort eine Zeit lang geruht hatte, wobei der heilige Vater es mit mütterlicher Liebe streichelte, ließ dieser es los, damit es frei zum Wald zurückkehre. Da es jedesmal, wenn man es auf die Erde setzte, zum Schoß des Heiligen zurücklief, befahl Franziskus schließlich, dass die Brüder es zum nahen Wald trügen. – Etwas Ähnliches geschah mit einem Kaninchen, einem sonst sehr unnahbaren Tier, als Franziskus sich auf einer Insel des Sees von Perugia²³ befand.

Text 2

Thomas von Celano, Vita prima S. Francisci I 21 (61)

Eodem quoque pietatis affectu erga pisces ducebatur, quos, cum opportunitatem haberet, captos in aquam vivos reiciebat, praecipiens eis cavere sibi, ne iterum caperentur. – Cum enim tempore quodam in lacu Reatino iuxta quemdam portum in navicula resideret, piscator quidam piscem magnum capiens, qui vulgo dicitur tinca, illum devotus obtulit ei. Qui eum hilariter et benigne suscipiens, fraterno nomine ipsum vocare coepit, et extra naviculam eum in aqua reponens, coepit devotus benedicere nomen Domini. Sicque aliquamdiu, dum in oratione persisteret, dictus piscis iuxta

²² In der Nähe von Rieti.

²³ Lago Trasimeno, größter See Umbriens.

naviculam ludens in aqua, non recedebat de loco, in quo eum posuerat, donec, oratione completa, sanctus Dei recedendi sibi licentiam exhiberet. – Sic enim gloriosus pater Franciscus in via obedientiae ambulans et divinae subiectionis perfecte iugum amplectens, in creaturarum obedientia magnam coram Deo adeptus est dignitatem.

[...]

Text: Menestò / Brufani 336f.

pietas, -atis, f.: Liebe, Erbarmen • affectus, -us, m.: Zuneigung, Leidenschaft • opportunitas, -atem, f.: Möglichkeit • reicere 3: zurückwerfen • praecipere 3: vorschreiben, raten • portus, -us, m.: Hafen • navicula, -ae, f.: Boot • tinca, -ae, f.: Schleihe • offerre: anbieten • hilariter (Adv.): fröhlich • benignus 3: gütig, liebevoll • suscipere 3: annehmen, an sich nehmen • benedicere 3: preisen • aliquamdiu (Adv.): eine Zeit lang • oratio, -onis, f.: Gebet • persistere 3: bei etwas verharren • ludere 3: spielen • licentia, -ae, f.: Erlaubnis • exhibere 2: bereiten, verschaffen, hier: geben • obedientiae = oboedientiae; oboedientia, -ae, f.: Gehorsam • subiectio, -onis, f.: Unterwerfung • amplecti: umarmen, hier: auf sich nehmen • adipisci: erlangen

Übersetzung Text 2

Die selbe mitfühlende Liebe brachte er auch Fischen entgegen: wenn sich die Möglichkeit ergab, warf er gefangene Fische lebend ins Wasser zurück und schärfte ihnen ein, sich nicht erneut fangen zu lassen. – Als er nämlich einmal auf dem See von Rieti²⁴ in der Nähe eines Hafens in einem Boot saß, bot ihm ein Fischer demütig einen sehr großen Fisch, im Volksmund Schleihe genannt, an, den er gefangen hatte. Er nahm ihn fröhlich und liebevoll an und nannte ihn Bruder; und als er ihn ins Wasser zurückgleiten ließ, begann er andächtig den Namen des Herrn zu preisen. Und so spielte der Fisch eine Weile, während Franziskus betete, neben dem Boot im Wasser und wich nicht von dem Ort, an dem der Heilige ihn ausgesetzt hatte, bis ihm der Heilige Gottes nach Beendigung seines Gebetes die Erlaubnis wegzuschwimmen gegeben hatte. – So nämlich erlangte der ruhmvolle Vater Franziskus, indem er auf dem Weg des Gehorsams wandelte und das Joch der Unterwerfung unter Gott vollkommen auf sich nahm, die große Ehre vor Gott, dass ihm die Tiere gehorchten.²⁵

[...]

Text 3

Thomas von Celano, Vita prima S. Francisci I 28 (79)

Alia vero vice cum per eandem Marchiam transiret, eodem fratre ipsum alacriter comitante, viro cuidam obviavit, qui duos agniculos suspensos et ligatos in humero suo ad forum, ut venderet, deportabat. Cumque agnos balantes beatus Franciscus audisset, commota sunt viscera eius, et appropinquans tetigit eos, quasi mater super plorantem filium, affectum compassionis ostendens. Et ait ad virum: „Quare fratres meos agnos sic ligatos et suspensos excrucias?“ Qui respondens ait: „Eos ad forum porto, ut vendam, pretii necessitate compulsus“. Et ait sanctus: „Quid postea fiet de

²⁴ Lago di Piediluco.

²⁵ Der Gedanke, dass der Gehorsam von Tieren Heiligen gegenüber ein Zeichen göttlicher Macht ist, ist ein weit verbreitetes Motiv in der Hagiographie.

illis"? Ad quem ille: „Emptores, inquit, eos interficient et manducabunt". „Absit!" respondit sanctus, „non fiat istud! sed tolle pro pretio mantellum quem porto et agnos mihi concede". Qui alacri animo agniculos tribuit, et mantellum suscepit, quoniam multo maioris pretii erat mantellus, quem causa frigoris expellendi sanctus a quodam fideli viro mutuo susceperat ea die. Caeterum sanctus apud se, susceptis agniculis, quid de ipsis faceret sollicitus cogitabat, et habito consilio fratris associantis eum, eos viro illi reddidit gubernandos, praecepitque sibi, ne ullo tempore venderet eos, nec malum aliquod eis inferret, sed conservaret, nutrirer et regeret studiose.

Text: Menestò / Brufani 354f.

alia vice (Defectivum): ein anderes Mal • Marchia: Mark • transire: durchreisen • alacriter (Adv.): freudig • comitari: begleiten • obviare: begegnen • agniculus, -i, m.: Lämmchen • suspendere 3: aufhängen • humerus = umerus, -i, m.: Schulter • forum, -i, n.: Markt • balare: blöken • commovere 2: bewegen • viscera, -um, n.: Eingeweide, hier: Herz • tangere 3: berühren • plorare: weinen • affectus, -us, m.: Zuneigung, Leidenschaft • compassio, -onis: Mitgefühl • ostendere 3: zeigen • agnus, -i, m.: Lamm • excruciare: quälen • necessitas, -atis, f.: Notwendigkeit • compellere 3: treiben, zwingen • emptor, -oris, m.: Käufer • manducare: essen • mantellus, -i, m.: Mantel • concedere 3: überlassen • frigus, -oris, n.: Kälte • expellere 3: vertreiben • mutuo (Adv.): leihweise • caeterum = ceterum • sollicitus 3: sorgfältig • associare: verbinden • gubernare: leiten, hier: auf etwas aufpassen, hüten • sibi = ei

Übersetzung Text 3

Als er ein anderes Mal durch diese Mark²⁶ reiste, und ihn derselbe Bruder²⁷ freudig begleitete, traf er auf einen Mann, der zwei Lämmchen an einem Strick auf seiner Schulter zum Markt trug, um sie zu verkaufen. Als der selige Franziskus die Lämmer blöken hörte, berührte ihn dies sehr²⁸; er näherte sich ihnen und streichelte sie, wie eine Mutter ein weinendes Kind, und zeigte tiefes Mitgefühl. Und er sprach zu dem Mann: „Warum quälst du meine Brüder Lämmer so, indem du sie anbindest und aufhängst?“ Dieser antwortete: „Ich bringe sie auf den Markt, um sie zu verkaufen, weil mich die Not dazu treibt.“ Und der Heilige sprach: „Was wird dann mit ihnen geschehen?“ Darauf erwiderte jener: „Die Käufer werden sie töten und essen.“ „Das sei fern“, antwortete der Heilige, „dies darf nicht geschehen! Nimm als Bezahlung den Mantel, den ich trage, und überlass mir die Lämmer!“ Dieser gab ihm freudig die Lämmchen und nahm den Mantel, weil der Mantel, den Franziskus von einem treuen Anhänger an jenem Tag gegen die Kälte geliehen bekommen hatte, viel mehr wert war. Nachdem der Heilige die Lämmchen in Empfang genommen hatte, überlegte er eingehend bei sich, was er mit ihnen machen sollte, und nachdem er sich mit dem Bruder, der ihn begleitete, beraten hatte, gab er sie jenem Mann zurück, damit er auf sie aufpasse, mit der Auflage, sie niemals mehr zu verkaufen und ihnen kein Leid zuzufügen, sondern sie eifrig zu beschützen, zu ernähren und zu hüten.²⁹

²⁶ Die Mark Ancona, in der heutigen oberitalienischen Region Marche.

²⁷ Bruder Paulus, der im vorhergehenden Kapitel Franziskus beim Freikauf eines Lammes unterstützt.

²⁸ Vgl. 1 Reg. 3,26.

²⁹ Zu diesem Text vergleiche man auch die beiden vorhergehenden Kapitel der Vita prima S. Francisci (28 [77 und 78]). In cap. 28 (77) erfährt man von den hauptsächlichen Beweggründen für Franziskus' Liebe zu Lämmern: die Demut Jesu Christi werde in der Bibel öfter mit jener eines Lammes verglichen und daher hätte er eine besondere Zuneigung gerade zu Lämmern verspürt. Doch über diese christlich-symbolische Begründung hinaus erhellt aus diesen Darstellungen auch direkte Anteilnahme am Schicksal der Tiere als solchem.

Text 4

Thomas von Celano, Vita secunda S. Francisci II 126 (167)

Per lacum Reatinum, beatus Franciscus ad eremum de Graecio tendens, in quadam navicula residebat. Cui piscator quidam unam aviculam obtulit fluvialem, ut de ipsa iucundaretur in Domino. Quam beatus pater gaudenter suscipiens, apertis manibus, ut libere abiret illam cum mansuetudine invitavit. Quae cum ire nollet, sed velut in nidulo in illius se manibus reclinaret, sanctus erectis oculis in oratione permansit. Et quasi aliunde post longam moram ad se reversus, dulciter praecepit aviculae, ut absque timore pristinae libertati se redderet. Suscepta itaque cum benedictione licentia, gestu corporis quoddam praetendens gaudium avolavit.

Text: Menestò / Brufani 592f.

eremum, -i, n.: Einsiedelei • navicula, -ae, f.: Boot • fluvialis, -e: Fluss-, Wasser- • iucundari: sich freuen • suscipere 3: an sich nehmen • mansuetudo, -ine, f.: Sanftmut • invitare: einladen • nidulus, -i, m.: Nestchen • se reclinare: sich zusammenkauern • erigere 3: empor richten • oratio, -onis, f.: Gebet • permanere 2: verharren • aliunde (Adv.): anderswo her • mora, -ae, f.: Verzögerung, hier: Zeit • reverti: zurückkehren • praecipere 3: vorschreiben, mahnen • avicula, -ae, f.: Vöglein • pristinus 3: früher • benedictio, -onis, f.: Segen • licentia, -ae, f.: Erlaubnis • gestus, -us, m.: Bewegung • praetendere 3: vorgeben, hier: erkennen lassen

Übersetzung Text 4

Der selige Franziskus fuhr in einem Boot über den See von Rieti, um zur Einsiedelei von Greccio³⁰ zu gelangen. Ein Fischer bot ihm einen Wasservogel an, damit er sich an ihm im Herrn erfreue. Der selige Vater nahm ihn freudig entgegen, öffnete die Hände und lud ihn sanft dazu ein, in die Freiheit zu fliegen. Als er nicht davonfliegen wollte, sondern sich in den Händen des Heiligen wie in einem Nest zusammenkauerte, hob jener die Augen zum Himmel und betete. Und als er wie von anderswo her nach langer Zeit zu sich kam, mahnte der das Vöglein mit süßen Worten, ohne Furcht in die frühere Freiheit zurückzukehren. Nachdem es also die Erlaubnis und eine Segnung erhalten hatte, ließ es mit einer Bewegung seines Körpers seine Freude erkennen und flog davon.

Text 5

Thomas von Celano, Vita secunda S. Francisci II 127 (168)

Cum beatus Franciscus, aspectum et colloquium hominum more solito fugiens, in quadam eremo commaneret, falco in loco nidificans magno se illi amicitiae foedere copulavit. Nam semper horam nocturno tempore, in qua sanctus ad divina obsequia surgere solitus erat, cantu suo praeveniebat et sono. Quod sancto Dei gratissimum erat, eo quod tanta sollicitudine, quam erga eum gerebat, omnem ab eo desidia moram excuteret. Cum vero sanctus aliqua infirmitate plus solito gravaretur, parcebat falco, nec tam tempestivas indicabat vigilias. Siquidem velut instructus a Deo, circa

³⁰ Dorf in der Nähe von Rieti.

diluculum vocis suae campanam levi tactu pulsabat. – Creatoris praecipuum amatorem non mirum si venerantur reliquae creaturae.

Text: Menestò / Brufani 593

aspectus, -us, m.: Anblick • colloquium, -i, n.: Gespräch • more solito: wie üblich • eremum, -i, n.: Einsiedelei • falco, -onis, m.: Falke • nidificare: nisten • foedus, -eris, n.: Bund • se copulare: sich verbinden • nocturnus 3: nächtlich • divinum obsequium: Dienst an Gott, also Gebete • praevenire: zuvor kommen • sollicitudo, -inis, f.: Sorge • desidia, -ae, f.: Untätigkeit • mora, -ae, f.: Verzögerung • infirmitas, -atis, f.: Krankheit • plus solito: mehr als sonst • gravare: belasten, bedrücken • parcere 3: verschonen • tempestivus 3: zeitig • vigilia, -ae, f.: Nachtwache • indicare: angeben, ansagen • siquidem (Konj.): weil ja • instructus 3: unterwiesen • diluculum, -i, n.: Morgendämmerung • campana, -ae, f.: Glocke • tactus, -us, m.: Berührung, Schlag • non mirum: kein Wunder

Übersetzung Text 5

Als sich der selige Franziskus, wie üblich das Zusammensein mit Menschen fliehend, in einer Einsiedelei aufhielt, verband sich ihm ein Falke, der dort nistete, in inniger Freundschaft. Denn immer kam er der nächtlichen Stunde, in welcher der Heilige für gewöhnlich zum göttlichen Dienst aufstand, mit seinem Gesang zuvor. Dies war dem Heiligen Gottes sehr recht, deshalb, weil durch diese große Sorge, die er ihm gegenüber hegte, ihn vor jeder Verzögerung und Untätigkeit bewahrte. Als der Heilige aber durch eine Krankheit mehr als sonst belastet wurde, schonte ihn der Falke, und sagte ihm nicht die so zeitigen Nachtwachen an. Denn als ob er von Gott unterwiesen worden wäre, schlug er erst zum Morgengrauen leicht die Glocke seiner Stimme. – Es ist kein Wunder, dass auch die übrigen Geschöpfe dem innigen Liebhaber des Schöpfers ihre Ehrfurcht bezeigen.

Text 6

Thomas von Celano, Vita secunda S. Francisci II 151 (200)

Volebat hoc die pauperes et famelicos a divitibus saturari, et annonam et foenum plus solito bobus et asinis indulgeri. „Si locutus“, ait, „fueo Imperatori, supplicabo constitutum fieri generale, ut omnes qui possunt, frumenta et grana per vias proiciant, ut die tantae sollemnitas abundant aviculae, praecipue sorores alaudae“.

[...]

Text: Menestò / Brufani 617

famelicus 3: hungernd • saturare: sättigen • annona, -ae, f.: Getreide • foenum, -i, n.: Stroh • plus solito: mehr als sonst • asinus, -i, m.: Esel • indulgeri: gewähren • supplicare: bitten • constitutum, -i, n.: Verordnung • generalis, -e: allgemein gültig • frumentum, -i, n.: Getreide, Weizen • granum, -i, n.: Korn • proicere 3: werfen, streuen • sollemnitas, -atis, f.: Feierlichkeit • abundare: genug haben • avicula, -ae, f.: Vöglein • alauda, -ae, f.: Lerche

Übersetzung Text 6

Er wollte, dass an jenem Tag³¹ die Armen und Hungernden von den Reichen verköstigt würden, und den Rindern und Eseln mehr Getreide und Stroh als sonst gewährt werde. „Wenn ich mit dem Kaiser sprechen werde, werde ich um eine allgemein gültige Verordnung bitten, dass alle, denen es möglich ist, Weizenkörner auf die Straßen streuen, damit an einem solch feierlichen Tag die Vögel genug zu essen hätten, vor allem die Schwestern Lerchen.“
[...]

Text 7

Thomas von Celano, Tractatus de miraculis beati Francisci 4 (31)

Iter faciens aliquando vir Dei de Senis ad vallem Spoletanam, pervenit ad quemdam campum, in quo non parvus grex ovium pascebatur. Quas cum benigne, ut erat solitus, salutasset, cucurrerunt omnes ad eum, levantes capita sua et magnis balatibus salutationis rependentes applausum. Vicarius eius attentiore considerationis oculo quod oves fecerant adnotavit, et cum aliis sociis tardiore vestigio sequens, dixit ad reliquos: „Num vidistis quid oves fecerunt sancto patri? Revera“, inquit, „magnus est iste, quem bruta venerantur ut patrem, ratione carentia Creatoris sui recognoscunt amicum“.

Text: Menestò 667f.

vallis, -is, f.: Tal • grex, gregis, m.: Herde • ovis, -is, f.: Schaf • benigne (Adv.): freundlich • balatus, -us, m.: Blöken • rependere 3: zurückgeben • applausus, -us, m.: (Beifall-)Klatschen (kann hier unübersetzt bleiben) • vicarius, -i, m.: Stellvertreter, Gehilfe • attentus 3: aufmerksam • consideratio, -onis, f.: Betrachtung • adnotare: bemerken, wahrnehmen • tardus 3: langsam • vestigium, -i, n.: Schritt • revera (Adv.): in der Tat • bruta, -orum, n.: Tierwelt • carere 2: entbehren

Übersetzung Text 7

Als der Mann Gottes einmal von Siena ins Spoletotal reiste, kam er zu einem Feld, auf welchem eine große Schafherde weidete. Nachdem er die Schafe freundlich, wie er es gewohnt war, begrüßt hatte, liefen alle zu ihm, wobei sie ihre Köpfe hoben und unter lautem Blöken den Gruß zurückgaben. Sein Vikar³² bemerkte aufmerksamen Blickes, was die Schafe getan hatten, und sprach zu den anderen Gefährten, die mit ihm etwas langsamer folgten: „Habt ihr gesehen, wie sich die Schafe dem heiligen Vater gegenüber verhalten haben? Wahrhaftig, groß ist jener, den die Tiere wie einen Vater verehren, und den die vernunftlosen Wesen als Freund ihres Schöpfers erkennen.“

³¹ Am 24.12., wie aus Kapitel II 151 (199) hervorgeht.

³² Bruder Petrus Cathanii oder Bruder Elias laut Grau, E., Thomas von Celano. Leben und Wunder des heiligen Franziskus von Assisi (Franziskanische Quellenschriften 5), Werl 1980, 253, Anm. 6.

Anhang

I Fioretti di San Francesco 22³³

Come Santo Francesco dimesticò le tortore salvatiche

Uno giovane avea preso un dí molte tortore, e portavale a vendere. Iscontrandosi in lui santo Francesco, il quale sempre avea singulare pietà agli animali mansueti, riguardando quelle tortore coll'occhio pietoso, disse al giovane: – O buono giovane, io ti priego che tu me le dia, e che uccelli così innocenti a' quali nella Scrittura sono assomigliate le anime caste, umili e fedeli, non vengano alle mani de' crudeli che le uccidano –. Di subito colui, ispirato da Dio, tutte le diede a santo Francesco; ed egli, ricevendole in grembo, cominciò a parlare loro dolcemente: – O sirocchie mie tortore, semplici, innocenti e caste, perché vi lasciate voi pigliare? Or ecco io vi voglio scampare dalla morte, e farvi i nidi, acciò che voi facciate frutto e multiplichiate secondo il comandamento del vostro Creatore.

E va santo Francesco e a tutte fece nido. Ed elleno, usandoli, cominciarono a fare uova e figliare innanzi a' frati, e così dimesticamente si stavano e usavano con santo Francesco e con gli altri frati, come se elle fossero state galline sempre nutricate da loro. E mai non si partirono, insino a tanto che santo Francesco colla sua benedizione diede loro licenza di partirsi. E al giovane, che le avea date, disse santo Francesco: – Figliuolo, tu sarai ancora frate in questo Ordine e servirai graziosamente a Gesù Cristo –. E così fu, imperò che il detto giovane si fece frate e vivette nell'Ordine con grande santità.

A laude di Christo. Amen.

Text: Bonino 59f.

Übersetzung

Wie der heilige Franziskus die Wildtauben zähmte

Ein junger Mann hatte viele Turteltauben gefangen und nahm sie mit sich, um sie zu verkaufen. Da begegnete ihm der heilige Franziskus, der immer besonderes Mitleid mit den sanften Tieren hatte. Mit mitfühlendem Blick betrachtete er die Turteltauben und sprach zu dem jungen Mann: „O, guter Junge, ich bitte dich, sie mir zu überlassen, und dass solche unschuldigen Vögel, mit denen in der Heiligen Schrift die keuschen, demütigen und treuen Seelen verglichen werden, nicht in die Hände von grausamen Menschen gelangen, die sie umbringen.“ Und sogleich gab jener, von Gott inspiriert, alle Tauben dem heiligen Franziskus; er nahm sie in seinen Schoß und begann sanft mit ihnen zu sprechen: „O meine Schwestern Turteltauben, einfach, unschuldig und keusch, warum lasst ihr euch fangen? Jetzt will ich euch vom Tode retten und euch Nester machen, damit ihr Frucht traget und euch vermehret nach dem Gebot eures Schöpfers.“

Und der heilige Franziskus ging und baute ihnen allen Nester. Und sie nahmen sie in Besitz und begannen, vor den Augen der Brüder Eier zu legen und Junge zur Welt zu bringen; und sie lebten so zutraulich mit dem heiligen Franziskus und den anderen Brüdern, als ob sie Hühner wären, die schon immer von ihnen gefüttert worden waren. Und sie flogen nicht davon, bis ihnen der heilige Franziskus mit seinem Segen die Erlaubnis dazu gab. Und zu dem jungen Mann, der sie ihm gegeben hatte, sprach der heilige Franziskus: „Sohn, du wirst Bruder in diesem Orden sein und Jesus Christus ergeben dienen“. Und so geschah es, da der genannte junge Mann Mönch wurde und mit großer Heiligkeit im Orden lebte.

Zum Lob Christi. Amen.

³³ = cap. 24 der *Actus beati Francisci et sociorum eius*, welches man alternativ zur hier abgedruckten italienischen Version der *Fioretti* lesen könnte.

Stichwort: „Test“

Klaus Bartels

Das letzte Wegstück liegt offen zutage: Im frühen 20. Jahrhundert ist der „Test“ aus dem Englischen ins Deutsche gekommen, und seit der Mitte des Jahrhunderts ist das vollends eingedeutschte „Testen“ bei uns geläufig geworden. Schauen wir weiter zurück, so scheint zunächst der lateinische *testis*, der „Zeuge“, für einen Vaterschaftstest in Betracht zu kommen, und zugleich fällt da, als Nachbarin in der Lexikonspalte, noch eine *testa*, ein „Tonkrug“ oder eine „Scherbe“, ins Auge. Ja – ist der Test dann ein „Zeuge“, das heißt, im eigentlichen Sinne des lateinischen Wortes, der „Dritte“ neben Täter und Opfer, Produzent und Konsument? Oder steht hinter dem Test, in dem Sehr-Gut und Mangelhaft, 1. Wahl und Bruch sich scheiden, selbst nichts als tönernes Geschirr, sprichwörtlich brüchige Ware?

Der Test ein Qualitätszeugnis? Schön wär's! Aber jener *testis* bekennt sich nur zum „Testament“, in dem einer seinen letzten Willen bezeugt, zum ärztlichen „Attest“ und zum „Protest“, mit dem einer öffentlich Zeugnis ablegt. Bei der *testa* wird es auf den ersten Blick verwirrt, aber bei ihr sind wir auf der richtigen Spur. Im klassischen Latein bezeichnet das Wort gebrannten Ton in jeder Form: allerlei Tongefäße und -geschirre, Öl- und Weinamphoren, Öllampen und Salbfläschchen, Aschenurnen und Kastagnetten, ja selbst die Fässer am Straßenrand, denen Kaiser Vespasian seine anrühige „Urinsteuer“, das berüchtigte *vectigal urinae*, abgewann. Der Monte Testaccio in Rom, am Tiberhafen, ist ein echt antiker Scherbenhaufen.

Von einer bauchigen Deckelterrinen war das Wort früh auf die Schalen der Krustentiere, der Austern und der Purpurschnecken übergelungen; auch das Kriechtier, das wir im Deutschen als eine gewappnete Schildkröte ansprechen, kroch im Lateinischen als *testudo*, als eine gedeckelte Terrine, durchs Gras. In den Tochttersprachen des Lateinischen ist die Übertragung noch einen Schritt weitergegangen: zunächst auf die bauchige Hirnschale und schliesslich auf den ganzen Hartschädel, italienisch *testa*, französisch *tête* – da oben in der Chefetage ist auch der Homo sapiens ein wenig Krustentier. Ja – heißt „testen“ dann soviel wie „hirnen“, und ist der Tester dann einer mit Köpfchen?

Noch einmal: Schön wär's! Aber der Weg zu unserem Testlabor ist ganz versteckt schon vorher abgezweigt. In der mittelalterlichen Alchemistenküche diente eine spezielle *testa*, ein Schmelztiegel, dazu, das brodelnde Metallgebräu auf seinen Gold- oder Silbergehalt zu prüfen, es in dieser tönernen *testa* buchstäblich zu „testen“. Ein mittelhochdeutsches Lexikon vermerkt unter *test* nach „Topf, Tiegel, Kopf“ noch die weiteren Bedeutungen „Schlacke, verworrenes, verflochtenes Zeug“. Die stehen für ein unzweideutig negatives Testergebnis; aber wenn schon nicht gleißendes Gold, so ist bei dieser Goldmacherei doch wenigstens unser „Test“ herausgesprungen.

Aber was ist, wenn ein Doping-Test einem Tour-de-France-Sieger verdächtig hohe Testosteron-Werte attestiert? Da hat sich zu unseren beiden Zufallsnachbarn im Alphabet, jener tönernen *testa* und dem *testis* mit der Bedeutung „Zeuge“, unversehens noch dritter gesellt: ein gleichlautender anderer *testis* mit der Bedeutung „Hoden“. Wer weiß, was der eine *testis* mit dem anderen zu tun hat. Aber wie auch immer – von diesem anderen *testis* kommen

die verkleinerten *testiculi*, die „Testikeln“, und das erst jüngst im Sprachlabor der Medizin destillierte Retortenwort „Testosteron“.

Tiegel, Zeuge & Testikeln: Es ist schon ein verhexter Dreierverein, der sich in dieser Lexikonspalte zusammengefunden hat. „When shall we three meet again?“, fragen die drei Hexen in Shakespeares „Macbeth“, und danach fragen die drei Hexen in Fontanes „Brücke am Tay“: „Wann kommen wir drei wieder zusamm?“ Das ist auch bei dem Dreierverein von Test, Attest & Testosteron eine interessante Frage. „Ich nenn’ euch die Zahl!“, ruft da eine bei Fontane, „Und ich die Namen!“ die zweite, „Und ich die Qual!“ die dritte. Na, das kann noch spannend werden!

Anmerkung der LF-Redaktion:

Beim vorliegenden Text handelt es sich um eine der 77 neuen Wortgeschichten von Klaus Bartels, die vor Kurzem im Verlag Philipp von Zabern unter dem viel versprechenden Titel „Die Sau im Porzellanladen“ erschienen sind:

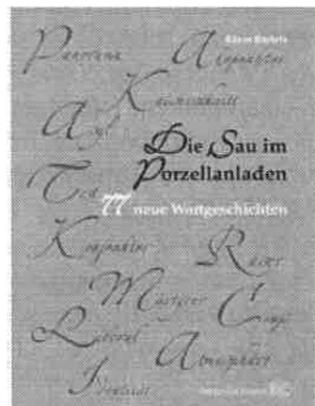
Klaus Bartels:

Die Sau im Porzellanladen.

77 neue Wortgeschichten,

Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2008

(196 S., ISBN: 978-3-8053-3914-8, € 24.90 [D] / € 25.60 [A])



Von modernen Räubern und antiken Barbaren – Selbstbildung durch politische Bildung am Beispiel asymmetrischer Gegenbegriffe

Ulrich Leitner

Der vorliegende Aufsatz bietet einen Einblick in die so genannte „aktuelle politologische Imperiums-Debatte“, die darauf abzielt, die USA als ein „Imperium Americanum“ zu bezeichnen, dem ein „Rest der Welt“ gegenübersteht. Für den Lateinunterricht ist die Thematik deshalb interessant, weil diese „Zweiteilung der Welt“ nicht selten mit der Konstruktion Römer auf der einen, germanische Barbaren auf der anderen Seite gleichgesetzt wird. Dieser historische Vergleich gibt Anlass zur politischen Bildung im Lateinunterricht, indem die Schüler und Schülerinnen auf die Prägekraft asymmetrischer Gegenbegriffe aufmerksam gemacht werden.¹

TEIL I: Einführung

Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?

Selbstverständlich niemand! Und wenn er aber kommt? Dann ist es ebenso selbstverständlich, dass wir davonlaufen. Und wenn uns der Fluchtweg versperrt bleibt? Dann werden wir aggressiv. So zumindest lehrt die psychoanalytische Theorie nach Sigmund Freud. Das Andere, Freud nennt es „das Unheimliche“², weckt in den Subjekten die kühnsten Phantasien und die elementarsten Ängste. Freilich wird das Andere deshalb zum Fremden, weil wir mit ihm nichts zu tun haben wollen und es daher auch nicht kennen; und weil wir es mit unserer eigenen Lust und der eigenen Unlust beheften, so, dass dieses fremde Andere auf keinem Fall zu uns gehören kann, obwohl es die uns eigensten Regungen verkörpert. Das Bild vom Anderen definieren die Subjekte allzu oft so, dass es zum Feind wird; und der Feind hat nichts mit dem Eigenen gemein, er ist un-heimlich, un-christlich, un-menschlich und somit un-zivilisiert, „barbarisch“. Das Bild vom Anderen wird zum Feind-Bild.

Feindbilder sind eine zentrale Hemmschwelle in gesellschaftspolitischen Dialogen und zeigen sich offenbar in Feindbegriffen, die die Welt in verschiedenen gedachten Dualismen in zwei Teile teilen. Aktuell finden sie in der Formel „das Gute“ gegen *the axis of evil* in der internationalen Politik einen weit verbreiteten Niederschlag. Die Analyse von solchen Feindbegriffen und konstruierten Feindbildern muss ein zentrales Anliegen politischer Bildung sein, wenn Bildung die Subjekte zu einer gesellschaftlich eigenverantwortlichen Lebensgestaltung befähigen soll.

Bilden heißt sich bilden

Der Mensch braucht Bildung, denn: „Anders als die übrige Kreatur ist er fast unbegrenzt auf Formung angelegt. Ist diese gewollt, nennt man sie Bildung.“³ So schreibt Hartmut von Hentig. Als man aber versucht hat, Bildung zu institutionalisieren, habe man Schulbildung daraus gemacht, und sei ständig damit konfrontiert gewesen, Bildungsinstitutionen pädagogischer zu

¹ Der vorliegende Aufsatz basiert auf LEITNER 2007 und die dort zitierte Literatur.

² vgl. FREUD 1919

³ HENTIG 1996, 16

gestalten. Dabei habe man jenen Aspekt außer Acht gelassen, den Bildung vor ihrer Institutionalisierung zu leisten und zu geben hatte, nämlich: „eine Orientierung in der Fülle der möglichen Erfahrungen, die Einführung in die gemeinsamen Formen des Erkennens, also in die gewordene Kultur, und die Einführung in die gemeinsamen Regeln des Handelns, also in die gewollte *res publica* und die Verantwortung des einzelnen in ihr.“⁴ Erst ein Rückgriff auf dieses Bildungsverständnis kann ein *sich bilden* möglich machen. Eine gewollte Formung, die die Subjekte im Sinne Hentigs frei, stark und lebensfähig macht.

Dieser Prozess kann durch die je individuellen Ängste, die Gefühle und Motivationen der in der Vermittlungssituation Stehenden, also Lehrende und Lernende, in Gang gebracht und fruchtbar für den Unterricht genutzt werden. Grundsätzlich gilt daher für jede Bildungsinstitution, die Wissen vermittelt und dadurch bilden will, der Grundsatz: „Die Bildung des Selbst kommt ohne das Selbst als Gegenstand der Bildung nicht aus.“⁵ Dieses Selbst steht immer in einem historisch-politischen Kontext, einem geschichtlich gewachsenen Geflecht aus gemeinsamen Regeln des Handelns. Und Reinhart Koselleck lehrt: „Keine geschichtliche Handlung wird vollzogen, die nicht auf Erfahrung und Erwartung der Handelnden gründet.“⁶ Koselleck weist damit darauf hin, dass historische Vergleiche einen zentralen Angelpunkt menschlicher Lebensorientierung darstellen.

Historia magistra vitae?

Inwiefern die Geschichte eine Lehrmeisterin für das Leben sein kann, ist eine alte, wie aktuelle Frage. Sie zielt darauf ab, durch erlebtes Vergangenes auf imaginäres Zukünftiges schließen zu können. Der historische Vergleich soll dazu dienen, wahrgenommenes Gegenwärtiges zu deuten und in einen Sinnzusammenhang zu stellen, der eine Orientierung für die Zukunft erst möglich macht. Dieser Erkenntnisprozess ist untrennbar an Begriffe gebunden, wie Koselleck durch seine Beiträge zur „Begriffsgeschichte“ deutlich gemacht hat. Hinter jedem Begriff steht eine „mentale Landkarte“ (*mental map*), die historisch gewachsen und somit zutiefst mit der Geschichtlichkeit eines jeden Subjektes verwoben ist, welches sie verwendet. Ein einfaches Beispiel: Der eine, der vor Alpträumen nicht schlafen kann, wird mit dem Begriff „Nacht“ etwas gänzlich Unheimliches assoziieren, während der andere, der sich stets eines ruhigen und geruhsamen Schlafes erfreut, an eine willkommene Erholung denken wird. Die Verwendung des Begriffes ist somit individueller Beliebigkeit ausgesetzt. Die „mentale Landkarte“, die hinter einem beliebig gebrauchten Begriff steht, ist zumeist sehr einfach strukturiert und die Bedeutung des Begriffes nicht selten durch seinen Gegenbegriff ausgerichtet. Die gesamte menschliche Lebenswelt ist durch Gegenbegriffe strukturiert; Aus- und Eingrenzungen prägen das tägliche Leben und legen den Standpunkt eines Subjektes fest: Derjenige, der nachts nicht schlafen kann, weil er hinter jedem Schatten ein Schreckgespenst fürchtet, wird den Tag als pure Freude erleben, während derjenige, der die Nacht genießt, den Tag als hektisches Chaos empfindet.

Genauso ist es in größeren Dimensionen bei Selbst- und Fremdbestimmungen im öffentlich-politischen Bereich. Hier werden Gegenbegriffe dazu verwendet, um die Welt in zwei Teile zu teilen; diese Gegenbegriffe können nach Koselleck als asymmetrische Gegenbegriffe⁷ bezeichnet werden. Asymmetrische Gegenbegriffe sind nicht nur standpunktgebunden definiert und benennen oder bezeichnen das Eigene und das Andere (WIR als Gruppe und DIE als Gruppe), sondern definieren die Gegenseite konträr zum Eigenen. Über die Fremdbestimmung des Anderen definiert eine Gruppe ihre eigene Identität. Somit sind

⁴ HENTIG 1996, 57 Hervorhebung im Original

⁵ HIERDEIS 2003, 80

⁶ KOSELLECK 1987, 331

⁷ vgl. KOSELLECK 1979

asymmetrische Gegenbegriffe nur einseitig verwendbar und konstituieren politische oder soziale Handlungseinheiten (WIR als „Zivilisierte“ gegen DIE als „Barbaren“).

Häufig werden Zweiteilungen, mit denen eine Gruppe die Welt zu ihren Gunsten ordnet, durch eine historische Argumentation zu rechtfertigen versucht und dabei geschichtliche Grundbegriffe instrumentalisiert. Deren Bedeutung ist dann nicht nur individueller Beliebigkeit ausgesetzt, weil die Begriffe nicht durch eine wissenschaftlich fundierte Analyse erschlossen und so für den gesellschaftlichen Dialog fruchtbar gemacht worden sind, sie werden vielmehr auf einen Dualismus hin reduziert.

Der Begriff „Imperium“

Einen undifferenzierten Gebrauch und eine Reduzierung auf ein asymmetrisches, begriffliches Gegensatzpaar erlebt zurzeit der geschichtliche Grundbegriff „Reich“, der mit seinen Nachbartermini „*imperium*“ und „*regnum*“ „vermutlich das komplizierteste, vielschichtigste und aspektreichste Begriffsfeld älterer Staatsprache“⁸ bildet.

Zahlreiche wissenschaftliche und publizistische Analysen versuchen die soziopolitischen Geschehnisse nach den Terrorattentaten in New York und Washington am 11. September 2001 so zu erklären, als käme durch dieses „geschichtliche Ereignis“ eine dahinter liegende „imperiale Machtstruktur“ der USA zum Vorschein. Der Begriff „Imperium“ ist in aller Munde: Die Vereinigten Staaten seien das „verleugnete Imperium“⁹, das neue (und vielleicht letzte) „Imperium Americanum“.

Politische Eliten, wissenschaftliche Koryphäen und die Medien benutzen den Begriff „Imperium“, ohne es für notwendig zu erachten, diesem Begriff durch eine historische Untersuchung ein klar konturiertes Gesicht zu zeichnen. Dabei beeinflussen sich die verschiedenen Beiträge gegenseitig in ihrer Argumentation, die daher insgesamt als „aktuelle politologische Imperiums-Debatte“ zusammengefasst werden kann. Die Argumentationsstränge dieser Debatte verfolgen grundsätzlich zwei Ziele: Kritiker und Kritikerinnen amerikanischer Politik glauben, dass die „imperiale amerikanische Machtstruktur“ durch einen historischen Vergleich zum Imperium Romanum aufgedeckt und so dagegen angegangen werden könne. Die Gegenseite, verkörpert durch die neokonservative amerikanische politische Elite und ihre Befürworter und Befürworterinnen, streitet zwar ab, dass die USA „imperiale Interessen“ vertreten, der Hang zu einem „wohlwollenden Imperialismus“ durch humanitäre Interventionen ist aber kaum zu dementieren. Hier spricht man von einem „Weltpolizisten USA“, dessen Rechtfertigung der so genannte „Krieg gegen den Terrorismus“ biete. Schließlich sei klar, wie der neokonservative Max Boot betont, „daß es das Böse nun einmal gibt und jemand die friedlichen Menschen vor Räubern schützen muß.“¹⁰ Die „friedlichen Menschen“ leben im so genannten „zivilisierten Westen“, die so genannten „Räuber“ verkörpert der moderne islamistische Terrorismus. Dabei berufen sich die Propheten und Prophetinnen dieser zweigeteilten Welt, einer Welt in der Zivilisierte klar von Barbaren getrennt werden können, auf die pseudopolitologische Formel vom „Kampf der Kulturen“, sodass sich „der Westen“ und „der Islam“ als kulturell-religiös definierte Kulturkreise feindlich gegenüberstehen.

⁸ MORAW 1984, 423

⁹ vgl. FERGUSON 2004

¹⁰ BOOT 2003, 60

Ein westliches „Imperium“?

Der bekannte amerikanische Politologe und Politikberater Samuel P. Huntington prägte Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts die Formel vom „Kampf der Kulturen“, welche die Leser und Leserinnen, laut seinen eigenen Aussagen, „abwechselnd beeindruckt, empört, besorgt und ratlos“¹¹ gemacht habe. Diese Formel prophezeite, dass die gefährlichste Ebene der künftigen Weltpolitik der Kampf der sieben oder acht unterschiedlichen Kulturkreise sei, die Huntington zu den Hauptakteuren der politischen Auseinandersetzungen machte.

Dabei verlief die stärkste und bedeutendste Trennlinie an der östlichen Grenze des „westlichen Kulturkreises“, die diesen vom „islamischen Kulturkreis“ trenne. Der „zivilisierte westliche Kulturkreis“ mit seinem Zentrum, die USA, hatte somit seinen asymmetrisch definierten Gegensatz im muslimischen „Rest der Welt“ gefunden. Huntingtons Kulturkreise sind also kulturell-religiös definiert, was er durch eine historische Argumentation zu bekräftigen suchte: In den Historien des griechischen Historiographen Herodot sah Huntington seine These bestätigt; schließlich würden hier doch die „zivilisierten Griechen“ gegen „unzivilisierte Barbaren“, die Perser, kämpfen. Dass bei Herodot keine fixe Grenze zwischen den so genannten „Griechen“ und den so genannten „Barbaren“ ausgemacht werden kann, und Herodot im Proömion seiner Historien den Hellenen und Barbaren gleichermaßen „große und wunderbare Taten“¹² zuschreibt, interessierte Huntington ebenso wenig, wie der Sachverhalt, dass Herodot durch das Bild des „edlen Wilden“ in der Schilderung von Grenzvölkern ein Sittenbild der Hellenen selbst zeichnen wollte, sodass die Historien des Herodot als eine „discovery of Self in Other and Other in Self“¹³ zu deuten sind, wie Christopher Pelling eindrücklich schreibt.¹⁴

Huntingtons „Eastern Boundary of Western Civilizations“ wurde in den Medien nicht selten als der „neue Limes“ bezeichnet. Rom selbst bildet bei Huntington, wie schon bei vielen kulturmorphologischen Modellen zuvor (man denke an Spengler und Toynbee), ein Paradebeispiel dafür, dass eine Macht aufsteigt, hochmütig wird und durch barbarische Angriffe von außen einem zyklischen Niedergang entgegen geht. Sah Huntington noch ein „Kultur-paideuma“ durch die Welt geistern, ist das imperiale Weltordnungsmodell durch eine „Logik der Weltherrschaft“ beseelt.

„Die Logik der Weltherrschaft“

Der Berliner Politologe Herfried Münkler hat durch seine Auseinandersetzung mit der aktuellen globalen Politik für Aufsehen gesorgt. In seinem Buch „Die neuen Kriege“ hat er im Jahre 2002 die Meinung vertreten, dass aktuelle Kriege nicht mehr als Staatenkriege bezeichnet werden könnten, sondern eine neue Art der Kriegsführung darstellen würden. Diese „neuen Kriege“ seien durch drei Merkmale geprägt: erstens die Entstaatlichung bzw. Privatisierung, zweitens die Asymmetrisierung, und drittens die Autonomisierung kriegerischer Gewalt.¹⁵ Alle drei Elemente würden sich nach Münkler in der terroristischen Gewaltanwendung zeigen, die weniger auf den materiellen Schaden, als auf die psychische Verfasstheit des Gegners ausgerichtet sei. Münkler folgerte: „Es war eine Illusion zu meinen, mit dem Ende der symmetrischen Kriege sei auch das Zeitalter der Kriege zu Ende gegangen.“

¹¹ HUNTINGTON 1996a, 11

¹² FEIX 2000/2001⁶, 7, vgl. Herod. Hist. I Proömion

¹³ PELLING 1997, 19

¹⁴ vgl. dazu LEITNER 2004 mit weiterer Literatur

¹⁵ vgl. MÜNKLER 2002, 10 ff.

Sie sind durch asymmetrische Kriege abgelöst worden, und diese werden die Geschichte des 21. Jahrhunderts bestimmen.“¹⁶

Die These von der Entstaatlichung des Krieges sorgte für Furore, weil sie mit einer Neuorientierung auf globaler Ebene einhergeht. Münkler erklärte in einem Interview: „Bei der Betrachtung der ‚neuen Kriege‘ bin ich immer wieder auf Probleme der politischen Rahmung gestoßen.“¹⁷ Diese Probleme der politischen Rahmung haben Münkler auf eine weit umfassendere These gebracht, die er in seinem Folgewerk „Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten“ verarbeitet hat. Münkler sieht die globalen Beziehungen, wie der Titel seines Buches schon sagt, auf das Phänomen „Imperium“ hin zugespitzt und bemängelt, dass das „Imperium“ als Ordnungsgedanke in den letzten Jahrzehnten in der wissenschaftlichen Debatte so wenig Resonanz gefunden hat und dieses Defizit auch nicht „auf einmal“¹⁸ nachgearbeitet werden könne.

Münklers Fragestellung wirkt bescheiden: „Für mich ging es darum, einen politischen Ordnungsbegriff (zurück)zugewinnen, um im Gegensatz zu polyzentrischen Ordnungen Zentrum-Peripherie-Ordnungen beschreiben zu können.“ Er selbst sei dabei an das Thema relativ naiv herangegangen. Er treibe ja schließlich keine Imperialgeschichte, sondern versuche, „aus politikwissenschaftlicher Perspektive strukturelle Elemente imperialer Ordnungen zu ermitteln.“ Dabei habe ihn am meisten irritiert, wie er schreibt, „dass wir in den politikwissenschaftlichen und auch in den geschichtswissenschaftlichen Lexika zum Begriff ‚Imperium‘ wenig finden.“¹⁹ Daher sei es unabdingbar zuerst die Frage zu stellen: „Was ist ein Imperium?“²⁰ Denn man könne keine Abhandlung über die „Logik der Weltherrschaft“ schreiben, wenn „nicht klar ist, was Imperien sind und was sie nicht sind, was sie leisten müssen und worin sie sich von anderen Ordnungsstrukturen des Politischen unterscheiden [...]“²¹. Und diese Frage ließe sich zuspitzen, meint Münkler, sodass es „um die Differenz zwischen *Großreichen* und *Weltreichen* geht.“²² Verschiedene historische Fallbeispiele dienen Münkler in der Folge dazu, sich dem Phänomen „Imperium“ zu nähern.

Der historische Vergleich

Münkler wählt also eine universalistische Sichtweise, indem er durch die Methode des historischen Vergleiches nach der „Logik der Weltherrschaft“ fragt. „In beiden Büchern habe ich versucht, mit historischen Brücken und Analogien Gegenwartsconstellationen zu erschließen, also - um einen Begriff von Barbara Tuchman aufzugreifen - ‚ferne Spiegel‘ aufzustellen. Wenn man zu nah an einen Spiegel herangeht, sieht man vielleicht nur seine Pickel, aber wenn man weiter zurücktritt, erkennt man sich im größeren Zusammenhang.“²³ Und dieser größere Zusammenhang, den Münkler durch den historischen Vergleich (auch in einer geforderten Zusammenarbeit mit Historikern und Historikerinnen) erkennen will, ist gerade dem Historiker und der Historikerin ein Dorn im Auge. Denn Münklers Erkenntnisinteresse ist weit weniger bescheiden, als seine Fragestellung: „Lassen sich auf der Basis historischer Beobachtungen gefestigtere Aussagen treffen, auch prognostischer Art?“²⁴ Münklers Prognosen sind an seine Vorstellung von politischen Gebilden gebunden, die er zentral durch die zeitliche Dauer und die räumliche Ausdehnung definiert sieht. Diese beiden

¹⁶ MÜNKLER 2002, 240

¹⁷ MÜNKLER 2006, Internet Abschnitt 14

¹⁸ MÜNKLER 2005, 15

¹⁹ MÜNKLER 2006, Internet Abschnitt 7

²⁰ MÜNKLER 2005, 11-34 Kapitelüberschrift

²¹ MÜNKLER 2005, 15

²² MÜNKLER 2005, 15 Hervorhebungen im Original

²³ MÜNKLER 2006, Internet Abschnitt 14

²⁴ MÜNKLER 2006, Internet Abschnitt 7

Kriterien sind in Münklers Argumentation auch die wichtigsten Faktoren, um ein „Imperium“ zu charakterisieren. Das entscheidend „Neue“ am so genannten „Imperium Americanum“ sei, dass es ein „informal empire“ darstelle, dessen Grenzen nicht klar geographisch definiert werden könnten, sondern vor allem durch die militärische und wirtschaftliche globale Einflussnahme bestimmt seien. Eine so genannte „imperiale Barbarengrenze“²⁵ zu installieren, sei für moderne „Imperien“ besonders schwierig geworden. Trotzdem versuche das „Imperium“ durch ein Ordnung-Chaos-Modell die Welt zu strukturieren, wobei das imperiale System als Garant für Ordnung und Zivilisation einer chaotischen und unzivilisierten Welt gegenüber stehen würde. Seine vorherrschende Rolle legitimiere es durch Rechtfertigung gegenüber der herrschenden Elite, gegenüber der Bevölkerung der Peripherie und gegenüber jenen, die sich außerhalb der Grenzen befinden, den so genannten „Barbaren“. Die klassischen Denkschemata von einem Innen und einem Außen und der Charakter des neuen „Imperium Americanum“ mit seinen virtuellen Grenzen, wollen in Münklers Modell nicht recht in einen Topf passen. Denn die Machenschaften des so genannten „internationalen Terrorismus“ und die amerikanische Machtstruktur lassen sich nicht in vereinfachte Denkkategorien pressen, die eine klare „Zweiteilung der Welt“ in Zivilisierte und Barbaren voraussetzen. Diese Diskrepanz ist nicht zuletzt erklärbar durch Münklers Herangehensweise über die „neuen Kriege“, die dazu führt, dass er in seiner Argumentation von vorgefertigten Positionen ausgeht (was Münkler eigentlich strikt zu vermeiden sucht) und diese den historischen Fallbeispielen überstülpt. So ergibt sich eine unüberbrückbare Kluft in der Vergleichsstruktur: Bei der Analyse der einzelnen Fallbeispiele vermischt Münkler vergleichbar mit ähnlich und unvergleichbar mit verschieden;²⁶ gekittet wird diese Kluft nur ansatzweise mit der Hauptthese, dem imperialen Zyklus (oder vielmehr mehreren), in dem eine nahezu animierte „Logik der Weltherrschaft“ unermüdet wirkt. Und dieser Zyklus lebt von der Vorstellung, die Münkler von der römischen Geschichte hat, die aber auch nur insofern interessant ist, wie sie ins Gesamtkonzept passt. So verwundert es nicht, dass der Leser und die Leserin den erhofften Kriterienkatalog als *tertium comparationis* in Münklers Buch vergeblich suchen, an dem Vergleichsobjekte systematisch gemessen werden könnten.

Ordnung durch imperiale Zyklen

Nach Münkler „durchlaufen politische Gemeinschaften in ihrer Geschichte mehrere Zyklen, in denen sie auf- und absteigen, und sowohl die Anzahl der Zyklen als auch die Verweildauer im oberen Zyklensegment hängt wesentlich vom Geschick und von der Weitsicht ihrer führenden Politiker ab.“ Der imperiale Zyklus wird hier in Expansionsphase, augusteische Schwelle und dem Scheitern eines Imperiums gefasst. Nach Münkler wäre die augusteische Schwelle als kritische Wende, das Scheitern als Krise oder Tiefpunkt eines ständigen Auf und Ab imperialer Entwicklung zu verstehen.

Damit will er der „Vorstellung der historischen Zwangsläufigkeit“²⁷ entgehen, die im Auf- und Abstiegsmodell von „Imperien“ vor allem die politische Elite zu hilflosen Marionetten des Niederganges macht. Sein Modell ergänzt Münkler durch das System der vier sozialen Mächte, das Michael Mann in seinem Buch „Geschichte der Macht“ entworfen hat. Ideologische, ökonomische, militärische und politische Macht prägen danach die soziale Entwicklung. Münkler folgert: „Bei der Betrachtung der Imperialgeschichte sind also das Konzept der unterschiedlichen Machtsorten und die beiden Zyklen-theorien dahingehend zu

²⁵ Der Begriff „imperiale Barbarengrenze“ stammt von Jürgen Osterhammel und meint ein Symbol des zivilisatorischen Unterschiedes zwischen dem „Imperium“ und den „Barbaren“. Sie ist ein Kennzeichen der äußersten Ausdehnung eines „Imperiums“.

²⁶ vgl. PATZELT 2005, 49 ff.

²⁷ MÜNKLER 2005, 110

kombinieren, dass ein Determinismus vermieden und den Entscheidungseliten ein größerer Einfluss auf die Art des Zyklendurchlaufs – die Bewältigung von Krisen und die Verweildauer im oberen Zyklensegment – eingeräumt wird.“

Politische und gesellschaftliche Eliten sollen also durch Münklers Modell verstärkt Beachtung finden. Aber er schränkt ein: „Was sie [die Eliten] zu beeinflussen vermögen, ist der Durchlauf des Zyklus; aus ihm aussteigen oder ihn anhalten können sie nicht.“²⁸ Und noch deutlicher: „Auch wenn sie [die politisch Mächtigen] die Macht im Imperium innehaben, hat doch letztlich das Imperium sie in seiner Macht.“²⁹

Münklers Buch ist ganz und gar das Werk eines „philosophischen Kopfes“ im Sinne Friedrich Schillers, der eine kausale Verkettung durch den ihm sich bruchstückhaft bietenden Blick auf die Geschichte herstellen kann, bis er schlussendlich „das große Gemälde der Zeiten und Völker“³⁰ vor sich liegen sieht. Aufgefädelt auf einer „Logik der Weltherrschaft“ hat Münkler versucht, aus *seinen* Mitteln „einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.“³¹

Ein „Imperium“ der asymmetrischen Gegenbegriffe

Besonders nach einschneidenden Geschehnissen, die als „geschichtliches Ereignis“ mit einem klaren Davor und einem Danach³² weltweit wahrgenommen werden, werden geschichtsphilosophische Konstruktionen vorgenommen, um die Welt mental zu ordnen. So zu beobachten nach dem Mauerfall 1989 und nach den Attentaten in New York und Washington 2001. In beiden Fällen wurde der „Imperiums-Gedanke“ wieder belebt und mit einer metaphysischen Zweiteilung in Gut und Böse befehrt.

In seinem Buch „Das Reich und die neuen Barbaren“ von 1991 argumentierte der französische Politikwissenschaftler Jean-Christophe Rufin, diese Zweiteilung sei eine Schöpfung des Polybios, der nach dem Sieg Roms gegen Karthago (146 v. Chr.) den Gegensatz zwischen einem „zivilisierten Rom“ und „unzivilisierten Barbaren“ als ideologisches Konstrukt *erfunden* habe, um Rom einen Anderen zu geben, an dem es seine „imperiale Verantwortung“ erfüllen hätte können. Und diese Konstruktion könne nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes beliebig wieder belebt werden, etwa im Gegensatz „Norden versus Süden.“³³ Rufin definierte den so genannten „Norden“ als „Imperium“, den so genannten „Süden“ als „die neuen Barbaren“. Nach 2001 soll der Begriff „Imperium“ dazu dienen, die terroristischen Attentate vom 11. September zu erklären. Münklers Forschungsinteresse am Phänomen „Imperium“ hat hier seinen Ausgangspunkt genommen.

Der Begriff „Imperium“, wie ihn die hier vorgestellte „aktuelle politologische Imperiums-Debatte“ gebraucht, ist weder geschichtswissenschaftlich, noch politologisch eindeutig definiert, sondern von einem publizistisch undifferenzierten Gebrauch mit unterschwelligem Botschaften verbunden, die auf die folgenden drei Bildtypen hinauslaufen, hinter denen die Vorstellungswelt eines kausalen Ablaufes steht:

²⁸ MÜNKLER 2005, 112

²⁹ MÜNKLER 2005, 135

³⁰ SCHILLER 1789, 34

³¹ SCHILLER 1789, 36

³² vgl. KOSELLECK 1973

³³ vgl. RUFIN, 1991

Die Verwendung des Begriffes „Imperium“ evoziert:

1. das Bild einer unbesiegbaren Streitmacht eines „zivilisierten Großreiches“ durch den historischen Vergleich zum Imperium Romanum.
2. das Bild von „unzivilisierten Barbaren“, welche die moralischen Werte der „Großmacht“ anzweifeln und sie militärisch bedrohen.
3. aus den Punkten 1 und 2 folgernd, das Bild eines im Niedergang befindlichen „Großreiches“, das als unbeweglicher „Goliath“ an seiner übermäßigen Größe und seinen äußeren Feinden zugrunde geht.

Hinter dem so verstandenen Begriff „Imperium“ verbirgt sich eine „mentale Landkarte“, die eine „Zweiteilung der Welt“ suggeriert: „das Reich und die Barbaren“, „Zivilisierte und Unzivilisierte“, „Ordnung und Chaos“. Die Vorstellung einer zweigeteilten Welt hat Einfluss auf die Denkmuster, mit denen die politische Lage nach dem 11. September 2001 gedeutet und wie Politik verstanden und betrieben wird; sie setzt sich in bildhaften sprachlichen Äußerungen und visuellen Symbolen im medialen öffentlichen Bereich um, und konstruiert so die politische Realität mit.

An dieser Konstruktion bastelt nicht nur die amerikanische politische Elite fleißig, die sich unaufhörlich selbst inszeniert (auch mit Hilfe von der Deutungsindustrie Hollywood); und auch der mediale Vermittlungsprozess politischer Inhalte ist nur ein Rad am Wagen. Diese Konstruktion ist zutiefst mit den Ordnungsvorstellungen eines jeden - im Netzwerk gesellschaftlicher Verwebungen lebenden - Subjektes verbunden. Und ist eine Konstruktion über das Eigene und das Andere erst einmal verhärtet, hält sie sich hartnäckig: Nur allzu gewiss ist dem geruhsamen Schläfer, dass ihm ruhig und behaglich wird, wenn es dämmert, während den Tagträumer nichts und niemand davon abhalten kann, sich vor dem Einschlafen zu fürchten. So weiß jedes Subjekt ganz genau, dass es selbst kein „Räuber“ und keine „Räuberin“, kein „Barbar“ und keine „Barbarin“ ist, sondern der oder die Andere, der vermeintliche Feind und die vermeintliche Feindin. Aber: „Der Mensch ist selten im ganzen gut oder böse,“ so lehrt Sigmund Freud, „meist ‚gut‘ in dieser Relation, ‚böse‘ in einer anderen oder ‚gut‘ unter solchen äußeren Bedingungen, unter anderen entschieden ‚böse‘.“³⁴ Eine klare Trennung in Unheimliches und Heimliches (also Heimisches) ist daher nicht möglich; wird sie doch propagiert, ist sie Ausdruck einer individuellen Regung.

Dennoch kann eine „Zweiteilung der Welt“ aus psychologischer Sicht durchaus nützliche Dienste tun: als kurzfristiger Schutzmechanismus für Subjekte, die sich größter Bedrohung ausgesetzt fühlen, oder gar in Lebensgefahr schweben. Eine zweigeteilte Welt lässt die Subjekte aber längerfristig weder traumatische Erlebnisse (wie der 11. September 2001 für viele eines darstellt) aufarbeiten, noch gibt sie ihnen die Möglichkeit, sich selbst in der eigenen Lebenswelt *aufgehoben* zu verorten. Hinter ihr kommt vielmehr das Bild deutlich zu Tage, das die Subjekte vom Anderen haben, welches sich begrifflich äußert: im jeweiligen asymmetrischen Gegenbegriff zum Eigenen. Die gezielte Untersuchung der Indikatoren, die auf Dualismen hindeuten, ist daher ein Akt der Selbstbildung, weil das Bild des Anderen mit den eigenen Ängsten, den Gefühlen und Motivationen zu tun hat, mit denen jedes einzelne Subjekt seinem gesellschaftlichen Verband durch seine je individuellen Handlungen Form und Gestaltung gibt.

Es scheint das eingangs zitierte Kinderspiel schon seinen pädagogischen Nutzen zu haben, wenn man die Frage nur sinnvoll zu deuten vermag: WER hat Angst vorm Schwarzen Mann? Also: Wer ist der- oder diejenige, den oder die hier Ängste plagen?

³⁴ FREUD 1915, 332

TEIL II: Didaktische Aufbereitung

Hinführung: asymmetrische Gegenbegriffe

Eine Auseinandersetzung mit asymmetrischen Gegenbegriffen kann bei der Beschäftigung mit verschiedensten Texten sinnvoll umgesetzt werden; ob gerade Tacitus' *Germania* gelesen wird, oder Caesars *de bello gallico*, Stereotypen und Klischees über das Andere finden sich hier wie dort. Im Sinne einer Selbstbildung durch politische Bildung wird aber von einem aktuellen oder zeitnahen Beispiel ausgegangen, und dann erst auf Vergangenes Bezug genommen. Schüler und Schülerinnen können so viel eher eine persönliche Verbindung zum Thema herstellen und mit eigenen Erfahrungen argumentieren.

Was ist ein asymmetrischer Gegenbegriff?

Hinter jedem Begriff steckt eine mentale Landkarte (*mental map*); d. h. dass man durch die Verwendung des einen oder des anderen Begriffes die Welt durch eine bestimmte Brille, ein bestimmtes Raster sieht.

Oft ist dieses Raster zweigeteilt, so als ob das eine Glas der Brille rosa, das andere schwarz gefärbt wäre und ihr Träger die Welt mit dem einen Auge als *gut*, mit dem anderen als *böse* empfinden würde. Welches Auge *Gutes* und welches *Böses* sieht, hängt allein vom Brillenträger ab. Er entscheidet, was *gut* und *böse* heißen soll. Das *Böse* wird nun dadurch bestimmt, dass es das Gegenteil vom *Guten* darstellt. Es ist also *asymmetrisch* zu dem, was der Brillenträger als *gut* empfindet. Das, welches nun als das *Böse* gilt, hat seine Bedeutung so durch eine *Fremdbestimmung* erhalten und ist nicht von sich aus *böse*.

BEGRIFF	asymmetrischer GEGENBEGRIFF
Wir/us	Sie/them
Zivilisierte	Barbaren
Christen Gläubige	Heiden Ketzer
Westen	Islam
„Daitche“	„Walsche“
Sesshafte	Nomaden/Zigeuner
Arier Übermensch	Juden Untermensch

MENTAL MAP

MATERIAL 1: Was ist ein asymmetrischer Gegenbegriff? (eigene Darstellung) Kennst du weitere Beispiele?

Im Deutschunterricht an einem Südtiroler Gymnasium kann anhand Joseph Zoderers Roman „Die Walsche“ der Heimatbegriff als Identitätssuche thematisiert werden. Die Schüler und Schülerinnen erkennen sehr schnell die Folgen von Parolen wie „*Mir sein Mir*“³⁵ (übertragen auf den politischen Bereich *us and them/the evil ones*) und können diese anhand eigener Erlebnisse und Beobachtungen in Frage stellen. Der Siegesplatz und das Siegesdenkmal in Bozen bieten nicht nur immer wieder neue politische Kontroversen, die medial verfolgt und recherchiert werden können, hier lassen sich Deutsch-, Geschichts- und Kunstunterricht verbinden. Der Lateinlehrer und die Lateinlehrerin können bei der Übersetzung der lateinischen Denkmal-Inschrift helfen, die wiederum kritisch besprochen werden muss. Diese lautet: „HIC PATRIAE FINES SISTE SIGNA, HINC CETEROS EXCULIMUS LINGUA LEGIBUS ARTIBUS.“ Die „aktuelle politologische Imperiums-Debatte“ würde hier fragen, ob es sich

³⁵ ZODERER 1982, 23 Hervorhebung im Original

dabei um eine Manifestation der so genannten „imperialen Barbarengrenze“ handeln könnte und den italienischen Faschismus auf seine imperiale Struktur hin untersuchen.

Um die Auseinandersetzung mit der aktuellen politischen Großwetterlage durch das Phänomen „Imperium“ in Angriff zu nehmen, und im historischen Vergleich zum Imperium Romanum zu thematisieren, dient als Hinführung der Text von Max Boot. (MATERIAL 2)

TEXT 1: Der neokonservative Max Boot: „Plädoyer für ein Empire“: Amerika als Weltpolizist?

[...] Braucht die Welt überhaupt eine Polizei? Mir kommt das allerdings so vor, als würde man fragen, ob San Francisco oder New York eine Polizei brauchen. Natürlich brauchen sie eine Polizei, aus dem einfachen Grund, daß es das Böse nun einmal gibt und jemand die friedlichen Menschen vor Räubern schützen muß. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das internationale System nicht von unseren Straßen, nur daß die Räuber anderswo viel gefährlicher sind als gewöhnliche Räuber, Vergewaltiger oder Mörder. Denn sie werden, wenn man sie läßt, zu Massenräubern, Massenvergewaltigern und Massenmördern. [...] In den Büchern des internationalen Rechts sind zwar viele Gesetze verzeichnet, die Völkermord, Landminen, Biowaffen und ähnliche Scheußlichkeiten verbieten. Doch ohne die Mittel, sie durchzusetzen, sind sie ebenso bedeutungslos wie der Briand-Kellog-Pakt von 1928, der den Krieg als Mittel der Politik ächtete: Nur elf Jahre später marschierte die deutsche Wehrmacht in Polen ein. Seit über einem Jahrhundert hoffen idealistische Liberale darauf, daß irgendeine internationale Organisation entsteht, die die Bösen bestraft und die Unschuldigen beschützt. Doch der Völkerbund war ein kläglicher Reifall, und die Vereinten Nationen sind, wie wir in letzter Zeit gesehen haben, nicht viel besser. [...] Vorausgesetzt, man akzeptiert, daß man einen Weltpolizisten braucht, lautet also die Frage: Wer bleibt übrig, um diese Rolle zu spielen? [...] Ich denke, die Antwort liegt auf der Hand. Es ist das Land mit der dynamischsten Wirtschaft, der leidenschaftlichsten Hingabe an die Freiheit und der stärksten Militärmacht. [...] Wenn *wir* die Bösen nicht stoppen, wer sonst? Wenn *wir* die Ordnung in der Welt nicht aufrechterhalten, wer sonst?³⁶

MATERIAL 2: Wer sind die „Guten“, „Unschuldigen“ und wer die „Bösen“, die „Räuber“ in der internationalen Ordnung nach Max Boot? Welches politisch relevante Ereignis bewegt Boot etwa zu seiner Meinung?

Boots Äußerungen können leicht mit Aussagen des amerikanischen Präsidenten („Die Achse des Bösen“, „Krieg gegen den Terrorismus“, „Wir gegen Sie“) in Verbindung gebracht werden, die den Schülern und Schülerinnen durch die Medien bekannt sind. Anhand der Frage, wie die internationale Ordnung nach Boots Meinung ausgestaltet ist, kann der politische Hintergrund (die Attentate vom 11. September 2001) thematisiert und die Vorkenntnisse der Schüler und Schülerinnen besprochen werden. Durch die grundsätzliche Einteilung der Menschen in „Unschuldige und Räuber“ wird der Begriff der asymmetrischen Gegenbegriffe eingeführt und erläutert. Die Schülerinnen und Schüler werden auf die verschiedensten Variationen einer zweigeteilten Welt aufmerksam gemacht und können eigene Beispiele einbringen. (MATERIAL 1)

³⁶ BOOT 2003, 60 ff. Hervorhebungen im Original

Thema 1: Historische Zwangsläufigkeit

Die Hintergrundinformationen aus der Einführung bieten der Lehrperson einen kurzen Überblick über die „aktuelle politologische Imperiums-Debatte“ (am Beispiel des Buches von Herfried Münkler), die anhand von zwei medialen Textbeispielen aus „DER SPIEGEL“ mit der Klasse besprochen werden kann. Hier wird auch klar, dass die Fragestellung stark auf einen Vergleich zwischen den USA und der römischen Geschichte konzentriert ist. (MATERIAL 3)

TEXT 2: Titel aus DER SPIEGEL: „Das Zweite Rom“

„Wie vor 2000 Jahren die antike Weltmacht Rom, beherrscht heute Amerika den Planeten, mit über 30 größeren Militärstützpunkten rundum. Doch das Imperium Romanum scheiterte an seiner imperialen Überdehnung, als es an vielen Fronten gleichzeitig Germanen, Perser und andere Barbaren niederhalten musste. Das 'neue Rom', so spottet der Harvard-Professor Joseph Nye über die imperialen Ambitionen vieler konservativer Amerikaner, werde schon früh genug auf die 'neuen Barbaren' stoßen und seine Grenzen erkennen.“³⁷

TEXT 3: Titel aus DER SPIEGEL: „Die eingebildete Weltmacht. Übernimmt sich Amerika?“

„Wohl noch nie in der Geschichte der Menschheit hat ein Land mit seiner Politik, mit seinen Panzern und seinen Produkten die Welt so dominiert wie heute die USA. Die Vereinigten Staaten sind Nummer eins in allen machtpolitisch entscheidenden Bereichen. [...] Sie dominieren die Zukunftsindustrien, sie beschäftigen in ihren Elite-Universitäten ein Gutteil aller Nobelpreisträger. Der extrem erfolgreiche Us-‘Kulturexport’ reicht von Big Macs bis zu Baywatch und Britney Spears. Und manchmal tragen die zornigen Jugendlichen der Dritten Welt, die amerikanische Flaggen verbrennen und die ‘Coca-Colonisierung’ verdammen, dabei originale ‘stonewashed Levis’.“ „Die USA sind militärisch, wirtschaftlich und kulturell unangefochten die Nummer eins in der Welt. Aber die Supermacht beginnt an der Krankheit aller Imperien in der Geschichte zu leiden: Selbstüberschätzung und Selbstüberforderung. [...] Große Reiche neigten dazu, sich zu übernehmen, hat der britische Historiker Paul Kennedy in seinem Bestseller ‘Aufstieg und Fall der großen Mächte’ geschrieben. Einige sind, wie das Römische Reich, wohl von innen her verfault und dann durch zahlreiche nadelstichartige Einfälle der ‘Barbaren’ zerstört worden. Viele aber, wie etwa das Imperium der Habsburger Ende des 17. Jahrhunderts, scheiterten an Selbstüberschätzung und Selbstüberforderung. An der zu großen Zahl ihrer Verpflichtungen – an ‘imperialer Überdehnung’. [...] Die größte Gefahr für die USA ist wohl die ‘imperiale Überdehnung’, von welcher der Historiker Kennedy spricht und an der Großreiche von den Habsburgern über das Britische Empire bis zum Vielvölkerstaat Sowjetunion gescheitert sind. Aber dicht dahinter folgt das ‘Römische Modell’ des Niedergangs. Wie das Reich der Cäsaren könnte auch das Reich der Bushisten von innen her verfaulen.“³⁸

TEXT 4: Der Politologe Herfried Münkler:

„Alle Imperien, im Prinzip sogar alle politischen Ordnungen, durchlaufen eine Geschichte, die man in einem Zyklus beschreiben kann. Manche dieser Zyklen ergeben relativ klare

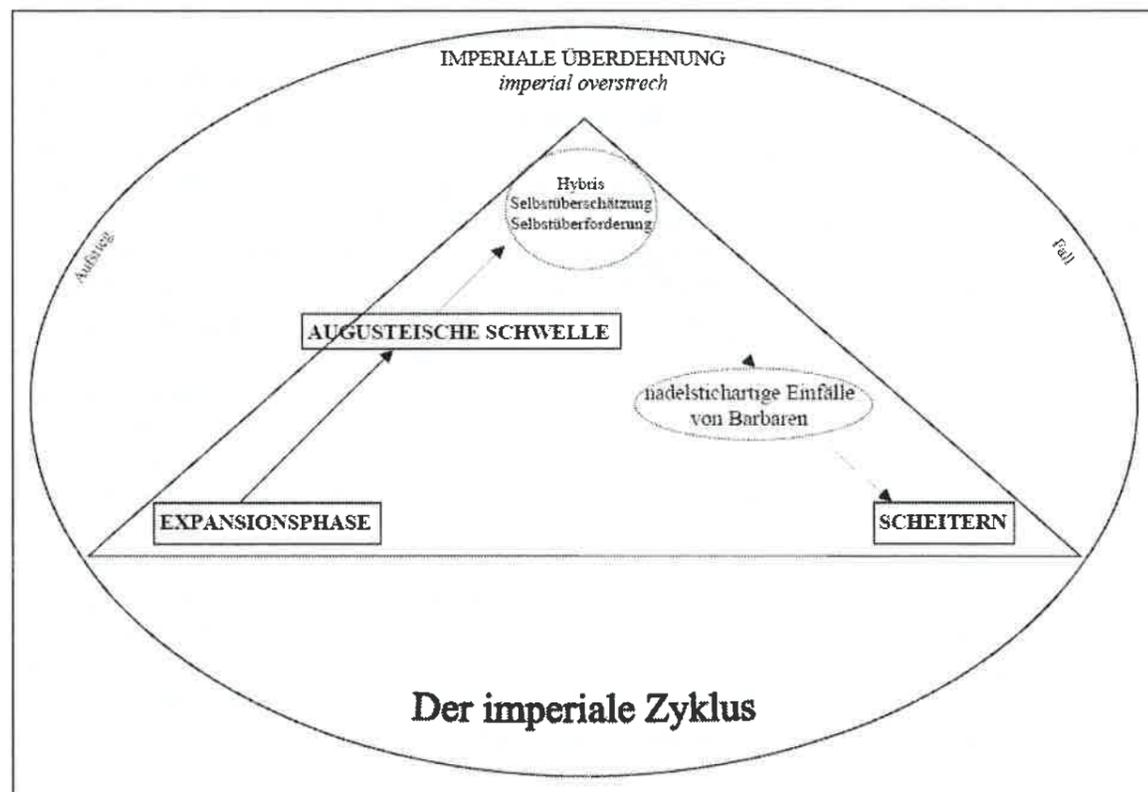
³⁷ FOLLATH/HOYNG/SPÖRL/ZAND 2002, 102

³⁸ FOLLAT/SPÖRL 2003, 118/116/119/125

geometrische Kurven. Bei anderen Imperien folgen auf die Zeit des Aufstiegs eine lange Zeit des Verharrens im oberen Zyklussegment und ein langsamer, für die Zeitgenossen kaum erkennbarer Niedergang. [...] Wie kommen die unterschiedlichen Kurvenverläufe zustande? Mit dem Begriff der „augusteischen Schwelle“ möchte ich verdeutlichen, unter welchen Umständen es imperialen Ordnungssystemen gelingt, eine lange Zeitetappe zu durchschreiten - wie etwa die Römer und die Chinesen. [...] die Erklärung dessen führt - zumindest implizit - auch zu Vorschlägen für *Good Governance*, wie wir heute sagen würden. Ich habe auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn Politiker im Sinne der Zivilisierung imperialer Macht daraus Handlungsanleitungen beziehen würden.“³⁹

MATERIAL 3: Gelingt eine schematische Darstellung der Vorstellung über die Dauer eines „Imperiums“? Worin liegen die Gründe für den imperialen Niedergang nach Meinung der Autoren? Aufgrund welcher Vergleichsstruktur kommen die Autoren zu ihrer Meinung?

Die Textbeispiele geben einen Einblick in die Vergleichsstruktur, die zentral auf die zeitliche Dauer des vermeintlichen „amerikanischen Imperiums“ abzielt. Die Schüler und Schülerinnen können versuchen, die Vorstellung eines imperialen Zyklus zu skizzieren, der hauptsächlich auf die organologische Vorstellung vom „Aufstieg und Fall“ imperialer Gebilde hinausläuft. Die Ergebnisse der Schüler und Schülerinnen können durch die Hintergrundinformationen ergänzt und geordnet werden. (MATERIAL 4)



MATERIAL 4: Der imperiale Zyklus (eigene Darstellung). Was heißt historische Zwangsläufigkeit?

Wichtig ist, dass die Schüler und Schülerinnen die in den Medien (und der wissenschaftlichen Literatur) am häufigsten auftretenden Verfallsgründe herausarbeiten: die Hybris der

³⁹ MÜNKLER 2006, Internet Abschnitt 5 Hervorhebung im Original

politischen Elite und die militärische Bedrohung durch so genannte „Barbaren“. In der Debatte scheint es nämlich so, als ließe sich dieses Modell auf sämtliche politische Strukturen übertragen und der Begriff „Imperium“ auf alle sozialen Gebilde anwenden, was ihm den Stempel historischer Zwangsläufigkeit aufdrückt und zu einem außergeschichtlichen Phänomen macht. Natürlich akzeptiert dieses Modell unhinterfragt die Konstruktion einer zweigeteilten Welt und wäre ohne sie nicht denkbar.

Thema 2: Ein „Imperium“ der asymmetrischen Gegenbegriffe

Aus dem Vorhergehenden wird sich die Vorstellung über ein „Imperium“ herauskristallisiert haben, die konkretisiert und auf ihre Problematik hin befragt werden muss. Dazu erhalten die Schüler und Schülerinnen Textauschnitte, die ein Bild davon vermitteln, wie das so genannte „Imperium Americanum“ ausgestaltet sein könnte. Die Informationen ermöglichen die Anfertigung einer Skizze. Wichtig ist, dass die Schüler und Schülerinnen das Innere des „Imperiums“ durch das Gegensatzpaar „Zentrum und Peripherie“ definiert erkennen, die globale Ordnungsstruktur durch das Gegensatzpaar „Ordnung und Chaos“. (MATERIAL 5 und 6)

TEXT 5: Josef Joffe: Titel aus DIE ZEIT: „Das große Rad“

„Waren einst die Allianzen mit Europa und Japan das A und O der amerikanischen Diplomatie, so schält sich jetzt ein System heraus, das sich in das Bild von ‚Nabe und Speichen‘ kleiden lässt. Die Nabe ist Amerika. Die Speichen, die sich um sie gruppieren, sind: Europa, Russland, China, Japan, der Nahe Osten (genauer: die Hilfsmächte Israel, Ägypten und Saudi-Arabien). Für Washington ist das eine feine Sache. Es kann mal mit dieser, mal mit jener ‚Speiche‘ Politik machen und so verhindern, dass sich die Sekundärmächte gegen die Nummer eins zusammenrotten.“⁴⁰

TEXT 6: Dan Diner: „Das Prinzip Amerika“

„Die Verstrebung zwischen Amerika als Zentrum globaler Machtentfaltung und den sich ihm zu- wie nachordnenden Gemeinwesen ähnelt der Wirkung einer Nabe des durch Speichen gestützten Rades. So gesehen ist Amerika *Empire* – oder genauer: Die Vereinigten Staaten sind Zentrum eines Empires, für das >>Amerika<< steht.“⁴¹

TEXT 7: Herfried Münkler: „Imperien: Die Logik der Weltherrschaft.- vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten“

„Imperien sind mehr als große Staaten; sie bewegen sich in einer ihnen eigenen Welt. Staaten sind in eine Ordnung eingebunden, die sie gemeinsam mit anderen Staaten geschaffen haben und über die sie daher nicht allein verfügen. Imperien dagegen verstehen sich als Schöpfer und Garanten einer Ordnung, die letztlich von ihnen abhängt und die sie gegen den Einbruch des Chaos, der für sie eine stete Bedrohung darstellt, verteidigen müssen.“⁴²

MATERIAL 5: Gelingt eine schematische Darstellung über die Vorstellung eines „amerikanischen Imperiums“? Achte besonders auf asymmetrische Gegenbegriffe, die ein „Imperium“ im Inneren und gegen außen hin prägen!

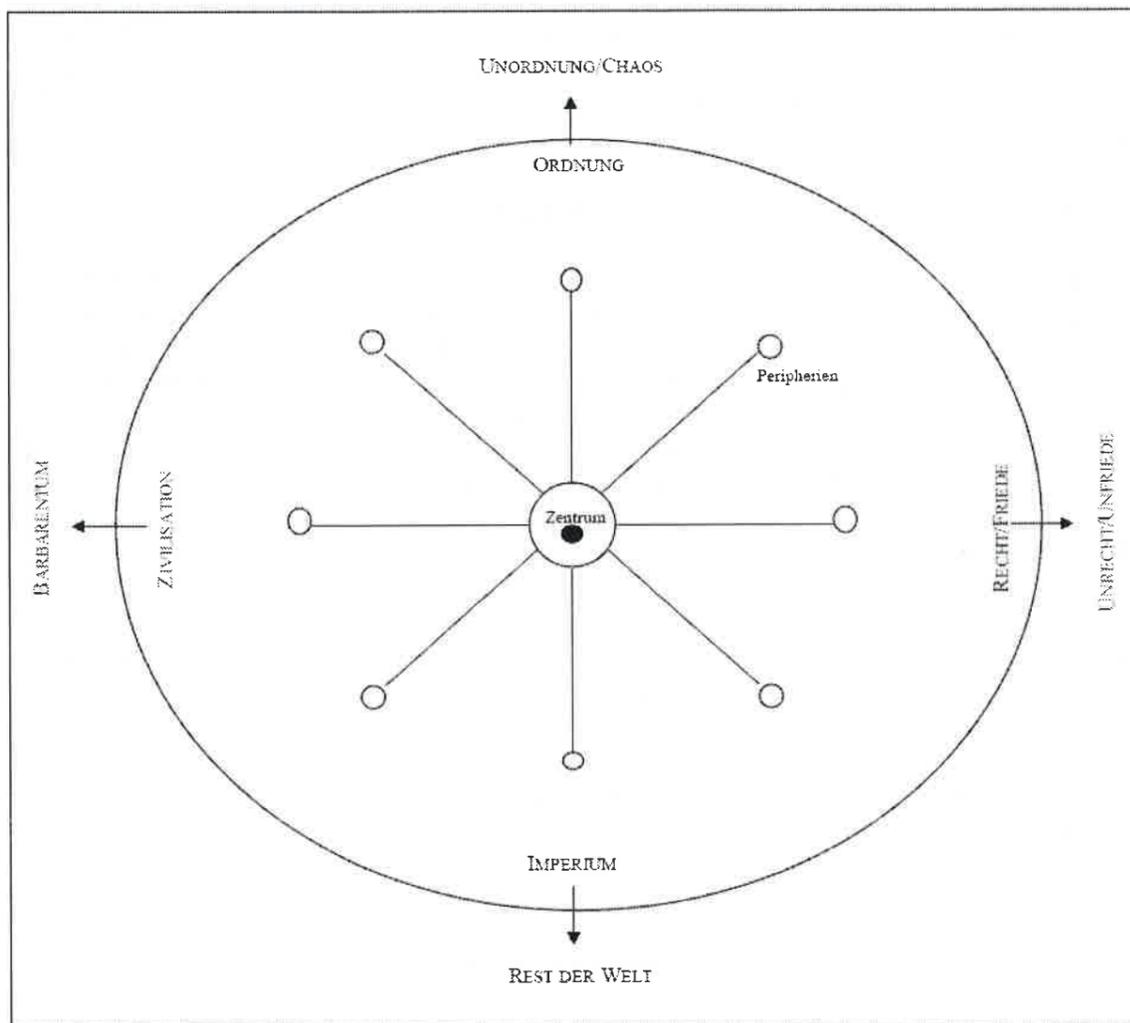
⁴⁰ JOFFE 2002, 1

⁴¹ DINER 2003, 260 Hervorhebung im Original

⁴² MÜNKLER 2005, 8

Ziel: Eine zweigeteilte Welt?

Durch die Informationen, die die Schüler und Schülerinnen über asymmetrische Gegenbegriffe erhalten haben, liegt die Erkenntnis nahe, dass die hier präsentierte Vorstellung über das „Imperium Americanum“ eine Innenansicht darstellt. Somit ließe sich dieses Modell auch leicht für die Gegenseite mobilisieren. Es liegt auf der Hand, dass dieses politische Ordnungsmodell, wendet man es auf die aktuelle politische Großwetterlage an (ganz gleich ob als Befürworter und Befürworterin oder Gegner und Gegnerin amerikanischer Politik), einen Dialog verhindert und die Auseinandersetzungen schürt. Denn die Interaktionen zwischen den so genannten „Barbaren“ und dem „Imperium“ können nur militärisch-gewalttätige sein. Für die Gegenseite scheint der übermächtige Koloss jegliches Recht (auch sein eigenes) zu übertreten und dadurch barbarische Untaten zu begehen.



MATERIAL 6: Schema eines „Imperiums“ aus der Innenansicht (eigene Darstellung, die Zentrum-Peripherie-Struktur nach einer graphischen Skizze von Jürgen Osterhammel). „Imperium“ der asymmetrischen Gegenbegriffe: Was sind die Folgen einer zweigeteilten Welt?

Ziel ist es, die Schüler und Schülerinnen auf die Konsequenzen einer zweigeteilten Welt aufmerksam zu machen. Sie sollen aber keine „Imperiums-Experten“ und „Imperiums-Expertinnen“ werden, oder Einblick in die Netzwerke internationaler Akteure erhalten. Sie

sollen viel eher lernen, sich selbst in einem politischen Kontext zu verorten und ihre eigene Lebenswelt kritisch auf asymmetrische Gegenbegriffe hin zu hinterfragen: Womit arbeiten Slogans wie „Daham statt Islam“⁴³? Oder: Was steckt hinter der Frage nach den Grenzen Europas? Kann sie ohne eine Zweiteilung beantwortet werden? Was ist der Maßstab, an dem wir die Grenze messen; kann er sprachlich ausgerichtet sein; kann er durch die Lebensweise von Menschengruppen definiert werden, oder ist er religiöser Natur? (MATERIAL 7) Und vor allem: Gehöre ICH als Individuum zu diesem übergroßen WIR, in dem wir uns angeblich zu Hause fühlen, gegenüber allen anderen SIE da draußen?



MATERIAL 7: Der Kampf der Kulturen von Samuel P. Huntington (eigene Zusammenstellung). Ein westliches Imperium: Was bedeutet eine religiöse Scheidelinie für das Zusammenleben der Kulturen?

⁴³ Ein Slogan der FPÖ (Freiheitliche Partei Österreichs) im Wahlkampf für die Nationalratswahl 2006.

Literatur

- BOOT 2003 = Max Boot: Plädoyer für ein Empire, in: Empire Amerika. Perspektiven einer neuen Weltordnung, hrsg. von Ulrich Speck und Nathan Sznaider (übersetzt von Michael Adrian und Bettina Engels), München 2003, 60-70.
- DINER 2003 = Dan Diner: Das Prinzip Amerika, in: Empire Amerika. Perspektiven einer neuen Weltordnung, hrsg. von Ulrich Speck und Nathan Sznaider, München 2003, 256-274.
- FEIX 2000/2001⁶ = Josef Feix: Herodot. Historien, griechisch-deutsch, 2 Bde. (Bd. 1 Bücher I-V, Bd. 2 Bücher VI-IX), hrsg. und übersetzt von Josef Feix, Düsseldorf/Zürich 2000/2001⁶.
- FERGUSON 2004 = Niall Ferguson: Das verleugnete Imperium. Chancen und Risiken amerikanischer Macht (Colossus, London 2004, übersetzt von Klaus-Dieter Schmidt), Berlin 2004.
- FOLLATH/HOYNG/SPÖRL/ZAND 2002 = Erich Follath/Hans Hoyng/Gerhard Spörl/Bernhard Zand: Das zweite Rom, in: Der Spiegel Nr. 36 vom 2. 9. 2002, 92-102.
- FOLLATH/SPÖRL 2003 = Erich Follath/Gerhard Spörl: Der entfesselte Gulliver, in: Der Spiegel Nr. 12 vom 17. März 2003, 116-125.
- FREUD 1915 = Sigmund Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: Gesammelte Werke, Bd. 10, Werke aus den Jahren 1913-117, hrsg. von Anna Freud u. a. (London 1946), Frankfurt/M. 1999, 324-355.
- FREUD 1919 = Sigmund Freud: Das Unheimliche, in: Sigmund Freud. Gesammelte Werke, Bd. 12, Werke aus den Jahren 1917-1920, hrsg. von Anna Freud u. a. (London 1940), Frankfurt/M. 1999, 229-268.
- HENTIG 1996 = Hartmut von Hentig: Bildung. Ein Essay, München/Wien 1996.
- HIERDEIS 2003 = Helmwart Hierdeis: Über den „Cultural Lag“ universitärer Bildung, in: Zukunft Erziehungswissenschaft. Auffassungen und Neufassungen einer Disziplin im Umbruch (Sozial und Kulturwissenschaftliche Studientexte, Bd. 6), hrsg. von Bernhard Rathmayr und Michaela Ralser, Innsbruck 2003, 73-87.
- HUNTINGTON 1996 = Samuel P. Huntington: The Clash of Civilizations. And the Remaking of World Order, New York 1996.
- HUNTINGTON 1996a = Samuel P. Huntington: Der Kampf der Kulturen. The Clash of Civilizations. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert (übersetzt von Holger Fliessbach), München/Wien 1996.
- JOFFE 2002 = Josef Joffe: Das große Rad, in: DIE ZEIT Nr. 21 vom 16. Mai 2002, 1.
- KOSELLECK 1973 = Reinhart Koselleck: Ereignis und Struktur, in: Geschichte – Ereignis und Erzählung, hrsg. von Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel, München 1973, 560-571.
- KOSELLECK 1979 = Reinhart Koselleck: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/Main 1992², 211-259.
- KOSELLECK 1987 = Reinhart Koselleck: Moderne Sozialgeschichte und historische Zeiten, in: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/Main 2000, 317-335.
- LEITNER 2004 = Ulrich Leitner: The Classical legacy. Samuel P. Huntingtons Berufung auf die Antike in seinem Werk „The Clash of Civilizations“, phil. Dipl. Innsbruck 2004.
- LEITNER 2007 = Ulrich Leitner: Visuelle Politik. 9/11 und die Zweiteilung der Welt. Ein interdisziplinäres Essay zur Konstruktion politischer Realität durch virtuelle Geschichte, phil. Dipl. Innsbruck 2007.

- MORAW 1984 = Peter Moraw (u. a.): Reich, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Bd. 5 Pro-Soz, Stuttgart 1984, 423-508.
- MÜNKLER 2002 = Herfried Münkler: Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg 2002.
- MÜNKLER 2005 = Herfried Münkler: Imperien: Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005.
- MÜNKLER 2006 = Ein Gespräch mit Herfried Münkler, „Imperium zu sein ist nicht nur die reine Lust“, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 3 (2006), H. 1, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Interview-Muenkler-1-2006>, abgerufen am 24. 8. 2006.
- PATZELT 2005 = Werner J. Patzelt: Wissenschaftstheoretische Grundlagen sozialwissenschaftlichen Vergleichens, in: Vergleichen in der Politikwissenschaft, hrsg. von Sabine Kropp und Michael Minkenberg, Wiesbaden 2005, 16-54.
- PELLING 1997 = Christopher Pelling: Aeschylus` *Persae* and History, in: Greek Tragedy and the Historian, hrsg. von Christopher Pelling, Oxford 1997, 1-19.
- RUFIN 1991 = Jean-Christophe Rufin: Das Reich und die neuen Barbaren (L`empire et les nouveaux barbares, 1991, übersetzt von Joachim Meinert), Berlin 1993.
- SCHILLER 1789 = Friedrich Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede (1789), in: Über das Studium der Geschichte, hrsg. von Wolfgang Hardtwig, München 1990, 18-36.
- ZODERER 1982 = Joseph Zoderer: Die Walsche, Roman (Hanser, München/Wien 1982), Fischer Taschenbuchausgabe, Frankfurt/Main 1997².

Antike im Internet:

Census of Antique Works of Art and Architecture known in the Renaissance www.census.de

Gottfried Siehs

In dieser Datenbank werden die in der Renaissance bekannten antiken Monumente mit den zugehörigen bildlichen und schriftlichen Renaissancedokumenten und Orts-, Personen-, und Zeitangaben sowie Abbildungen und bibliographischen Daten erfasst.

Die insgesamt über 200.000 Einträge betreffen antike Monumente, bildliche und schriftliche Dokumente, Orte, Personen, Zeit- und Stilbegriffe, Ereignisse, Forschungsliteratur und Abbildungen.

Zu den schriftlichen Quellenmaterialien gehören z.B. Reiseberichte oder Künstlerleben, Publikationen der modernen Forschung werden durch bibliographische Hinweise erfasst.

Das 1946 begonnene Projekt wurde 2003 als Langzeitvorhaben der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in das Akademienprogramm aufgenommen und ist seit Juni 2007 im Internet zugänglich.

Um die Möglichkeiten dieser Datenbank voll nutzen zu können, ist es empfehlenswert, zunächst das Handbuch herunterzuladen. Nach dem Einstieg über www.census.de und einem Klick auf „Census-Website“ findet man dieses, indem man links im Menü auf „Hilfe“ klickt, dann im rechten Fenster auf „Download pdf: Census-Hilfe“.

Für angemeldete Benutzer gibt es zusätzlich die sehr hilfreiche Möglichkeit, eigene Präsentationen oder Arbeitsmappen anzulegen und – falls gewünscht – zur Verfügung zu stellen. Dazu muss man sich zuerst (kostenlos) registrieren lassen:

- Nach Klick auf „CENSUS-Website“ und „Get Login“ (links im Menü) erhält man nach Ausfüllen des Registrierungsformulars eine Email mit den Zugangsdaten.
- Das Login erfolgt dann über „CENSUS-Database“ nach Klick auf „... go to ...“ (rechts oben), „Login“.
- Damit erhält man einen weiteren Link „Presentation“.



Ein Beispiel:

Ein Klick auf der Startseite auf „CENSUS-Database“, dann auf „Antique Monuments“ bringt uns die Möglichkeit, nach Laocoon zu suchen (Suchfenster links oben). Wenn wir rechts oben von „MonTree“ auf „MonMini“ umschalten, wird die Auswahl durch Vorschaubilder erleichtert.

Ein Klick auf die Laocoon-Gruppe öffnet den Monument Viewer mit detaillierten Informationen:

CensusID	219823
Status	Monument
Location	Roma, Musei Vaticani, Cortile Ottaviano
Inventory Nr.	inv. 1064; inv. 1059
Subdivision	Cortile del Belvedere no. 74 a (Amelung 1908); Cortile del Belvedere no. 74 (Amelung 1908)
Name	Laocoon and his Sons
Alias	Laocoon; Laokoonta; Laocoonte; Laocoonte di Belvedere

Navigation: < >

Buttons: Description | History | Provenance | Relationships | Bibliography | ChangeLog

Bibliography

- > Plinius: Nat. Hist. > XXXVI, 37-38
- > Pollak 1905 > pp. 277-283
- > Amelung 1908 > pp. 191-205

- Unter der Kleinbildanzeige sind Pfeiltasten, die es ermöglichen, durch verschiedene Ansichten zu blättern.
- Ein Klick auf das Kleinbild öffnet die Großbildanzeige mit der Möglichkeit, einen beliebigen Bildausschnitt zu vergrößern.
- Unter den verschiedenen Tabs finden wir weitere Informationen; z.B. liefert ein Klick auf „Bibliography“ den Verweis auf eine entsprechende Textstelle bei Plinius dem Älteren. (Der Originaltext ist leider nicht verlinkt; auf Wikipedia ist aber am Ende des Artikels über Plinius den Älteren der Link zum „lateinischen Originaltext in vollständiger Fassung“ zu finden.)

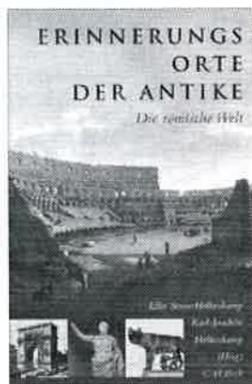
Latein Forum Bibliothek

Elke Stein-Hölkeskamp / Karl-Joachim Hölkeskamp (Hg.): *Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt*, München: C. H. Beck 2006 (797 S., Abb. u. Karten, ISBN: 978-3-406-54682-2, € 38.00 [D] / € 39.10 [A])

reinhard senfter

Erinnerungsorte sind Augenblicke der Geschichte, die der Bewegung der Geschichte entrissen wurden, aber ihr zurückgegeben werden. Nicht mehr ganz das Leben und noch nicht ganz der Tod" (S. 506), so wird einer der "Väter" der leitenden Idee des vorliegenden Sammelbandes, **Pierre Nora**, im Beitrag von Rainer Wiegels zitiert, der sich mit dem aus der "Varusschlacht" herausgesponnenen "Hermann-Mythos" auseinandersetzt: "Immer noch zählt das martialische Hermannsdenkmal auf der Grotenburg, mit dessen Bau 1838 begonnen wurde, das aber erst 1875 nach zähem Ringen seines Urhebers, des Bildhauers Ernst von Bandel, unter veränderten politischen Umständen nach den Einigungskriegen, der Reichsgründung und mit deutlich antifranzösischer Akzentuierung fertiggestellt werden konnte, zu den meistbesuchten Denkmälern in Deutschland" (S. 508). Der Lyriker Ernst Moritz Arndt hatte nach der Niederlage von 1806 die "Varusschlacht" als "sakralisierten Gründungsakt einer germanischen, das heißt deutschen (Kultur-)Nation mit gemeinsamer Sprache und gemeinsamen geschichtlichen Wurzeln, die noch nicht nationalstaatlich gedacht ist" propagiert, 1808 hatte Johann Gottlieb Fichte "in seinen *Reden an die deutsche Nation* mit indirektem, aber deutlichem Bezug auf Arminius/Hermann und die Varusschlacht zum Aufstand der Germanen gegen die Römer vermerkt: Diesen Germanen 'verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind'" (S. 523). Im Erinnerungsort "Hermanns-Denkmal" wird so ein schon verflossener ("toter") Moment, der zuvor dem realen Geschehen "entrissen" wurde, "Hermann" als wirkliche (und mythische) Person mit seinen wirklichen oder vermeintlichen Taten, wieder "der Bewegung der Geschichte zurückgegeben", um in Gegenwart und Zukunft zur Mahnung und Belehrung zu "leben". Der "Erinnerungsort" soll dabei nicht die historische "Wahrheit" ungeteilt bewahren, sondern bloß das von ihr, was sich für die Bewältigung von Gegenwart/Zukunft vereinnahmen lässt.

Das Bild von Pierre Nora bedenkt auch den Unterschied zwischen dem in den unüberschaubaren Archiven "bestatteten" *Gedächtnis* der Menschheit und der genau verorteten *Erinnerung*, die "lebendig" bleibt, weil sie individuelle Bedürfnisse an- und Wunscherfüllung verspricht oder wie die Figur Arminius/Hermann als Instrument kollektiver Sinnstiftung dient.



Unter dem Titel *Der Leichenzug – die Ahnen kommen wieder* findet sich in unserem Band (S. 321-339) ein schöner Beleg für einen so verstandenen Erinnerungsort: Die im Atrium der römischen Nobilität ausgestellten Masken der Ahnen (*imagines maiorum*) wurden – und das war ein absolutes Unikum in den Stadtstaaten des Mittelmeeres – bei jedem Leichenzug zu Ehren eines gerade verstorbenen männlichen Familienmitglieds, von Schauspielern getragen, die prunkvoll als Konsuln oder Censoren "verkleidet" waren: Die Toten standen in den Straßen Roms gleichsam wieder auf, große Momente der Vergangenheit hatten ihren Auftritt, "nicht mehr ganz das Leben und noch nicht ganz der Tod". Die Stadt wurde "im Moment der *pompa* zur Bühne der Ahnen und damit zum Erinnerungsraum aller *nobiles*", die herrschenden Familien betonten in diesem Augenblick das sie Verbindende, obwohl und weil sie sonst in schärfster Konkurrenz untereinander standen. Was außerhalb der Stadtmauern und außerhalb der komplexen Verfasstheit des innenpolitischen Ausgleichs wie ein makabrer Karneval der Untoten, ein morbider Mummenschanz anmuten konnte, war für den *homo Romanus* so selbstverständlich, dass uns von keinem Mitglied der Oberschicht eine Beschreibung eines Leichenzuges überliefert ist, es blieb dem aus Griechenland verschleppten und in römische Dienste getretenen **Polybios** (200-120 v. Chr.) vorbehalten, der Nachwelt die Darstellung einer *pompa* zu schenken, die er distanziert, aber nicht unbeeindruckt beschreibt: "Es gibt schwerlich ein schöneres Beispiel für einen jungen Mann, der sich für den Ruhm und das Gute begeistert. Denn die Bilder der wegen ihrer Trefflichkeit hochgerühmten Männer dort alle versammelt zu sehen, wie wenn sie noch lebten und beseelt wären, wen soll das nicht beeindrucken? Welcher Anblick könnte schöner sein als dieser?" (S. 324). Wie ernst es den *nobiles* mit der Maskerade war, zeigt der Vorgang, dass, wer aus der in diesem Zeremoniell geheiligten Gleichschaltung der Führungskaste ausscherte, damit die Ehre einbüßte, "als vorzeigbarer Ahn auftreten zu dürfen. In gewisser Weise geschah dies **C. Iulius Caesar**, dem seine Vergöttlichung nach dem Tode das Recht auf die Ahnenmaske nahm. Als der Senat ihn nämlich als Gott anerkannte, verbot er gleichzeitig, daß irgendein Verwandter seine Maske besitzen oder zeigen dürfe" (S. 330f.). Fast hat es den Anschein, als wollten die Senatoren, über die sich schon der lebende Caesar hinweggesetzt und damit den Ehrenkodex seines Standes gebrochen hatte, den Abtrünnigen posthum – durch die Verleihung einer Ehrung – paradoxerweise für immer als einen "erinnern", der aus dem Gedächtnis der *res publica (amissa)* zu tilgen war. So gesehen, sind "Gedächtnisorte" Momentaufnahmen aus dem Archiv des Vergangenen, die gezielt ("intentional") herausgegriffen werden, weil sich die Nachgeborenen oder eine bestimmte Gruppe von ihnen davon wie auch immer einen Vorteil erhofft. Die Notwendigkeit, sich bestimmter "historischer" Ereignisse zu bedienen, ist in allen Sozietäten zu beobachten, die ihre Bürger *auch* mit Jahrestagen und Jubiläen zusammenhalten (müssen) – jeder Umzug der Masken der römischen Ahnen war ein "konsensstiftendes Gedächtnisritual" (S. 331), das "die Herrschaft der *nobiles* insgesamt und somit das politische System selbst feierte" (S. 330): "Der Durchschnittsrömer nahm die Leichenfeiern zugleich als Drama und

Ritual der Bestätigung geltender Werte, als patriotische Staatsfeier und lebendiges Geschichtsbuch wahr" (S. 333).

Ein Konsens, der eine ganze Zivilisation auf den gleichen Nenner bringt, wurde z.B. mit dem Mythos von **Marathon** gestiftet, von dem die meisten Teilnehmer der modernen Marathonläufe nicht mehr kennen als den Namen, während sie "einen Lauf nachvollziehen, der historisch gar nicht stattgefunden hat" (Gehrke 2002). Der Erinnerungsort "Marathon" bezeichnet "als Teil der intentionalen Geschichte Europas" den Gründungsmythos der *Opposition* "Okzident vs Orient", zu dem (leider!) auch Fachwissenschaftler ihr Scherflein beigetragen haben, "wenn sie mit der Schlacht von Marathon 'eine zivilisatorische Epoche' beginnen lassen, 'die den Charakter von Griechenland als eines Wegweisers für Europa entscheidend geformt hat', so als ob schon bei Marathon die Athener für Europa und die abendländische Zivilisation gegen die finsternen Mächte des Ostens gekämpft hätten" (I. Kertész, zitiert bei Gehrke 2002). Zu neuem Leben erweckt, das heißt, für die Zwecke einer bestimmten US-Administration nutzbar gemacht, wurde die Marathon-Figur in S. Huntingtons *Kampf der Kulturen*, in dem "massiv mit einer radikalen Opposition von Westen und Osten operiert" wird, und da Huntington eine monolithische Gegenwart gegen den Westen (er)finden muss und er den potentiellen Gegner in China und der islamischen Welt sucht, "bringt er den Konfuzianismus und den Islam in einen Zusammenhang. Ganz konkret sieht er die Bedrohung des Okzidents in einer Allianz Chinas mit Pakistan und dem Iran. Und er vergisst nicht, darauf hinzuweisen, dass der Islam die einzige Kultur sei, 'die das Überleben des Westens hat fraglich erscheinen lassen, und zwar gleich zweimal'". Damit weist Huntington in Verlängerung des Marathon-Memorials auf die "Expansion des Islam und ihre Revitalisierung durch die osmanischen Türken, damit aber auch auf die Welt der heiligen Kriege und Kreuzzüge". Erlangt dieses zwar sachlich unhaltbare, aber Vorurteile und Projektionen des "Westens" bedienende Wahrnehmungsraster die Oberhoheit in den globalen Medien, und hinter Huntington stand immerhin das einschlägige *know-how* der CIA, ist es ein Leichtes, ein Ereignis wie *Nine eleven* als weitere "logische" Etappe im "Kampf der Kulturen" zu propagieren, um darauf gemäß den Vorstellungen des *Empire* von seiner Mission in der Welt reagieren zu können (cf. Gehrke 2002), etwa mit der Erfindung einer "Achse des Bösen" oder mit einem maßlosen, weil undefinierbaren "war on terrorism". Jan Assmann goss die Intention dieser Strategie von "Geschichtserinnerung", die die Identität von Nationen und Mächten fundieren soll und nichts anderes ist als ein "Mythos", quasi ein politisches *Aition*, in die prägnante Formel: "Herrschaft braucht Herkunft" (cf. Klaus Graf/Internet). Die Geschichtsforschung, wenn sie denn eine relevante Aufgabe haben soll, darf nicht müde werden, Mythenbildung à la Huntington oder "Varusschlacht" zu falsifizieren bzw. ihre Intentionalität transparent zu machen, auch wenn sie damit die Mythen nicht aus der Welt schaffen kann. Umso mehr verwundert, dass Historiker wie D. Timpe die Befürchtung hegen, ihre Kompetenzen zu überschreiten, wenn sie "die Deutungskraft geschichtsmethodologischer

Überlieferungen durch aufklärende Kritik widerlegen" (zitiert von R. Wiegels: S. 525).

Der Sammelband gliedert sich in sieben Kapitel:

- I. ROMA CAPUT MUNDI
- II. BELLUM IUSTUM - KRIEG UND SIEG
- III. MEMORIA - GESCHICHTE DER GROSSEN GESCHLECHTER
- IV. MONUMENTE DER MONARCHIE
- V. LEGIONSLAGER - COLONIE - STADT
- VI. DIE GÖTTER UND DER EINE GOTT
- VII. GESCHICHTE(N) VON AUFSTIEG UND FALL

Im ANHANG finden sich unter anderem eine Liste der AutorInnen, (Namen- und Orts-) Register sowie die mit reichlich grundlegender Literatur bestückten *Anmerkungen* zu den einzelnen Artikeln.

- Im Kapitel I werden neben dem *Romulus*-Mythos das *Forum Romanum*, das *Capitol*, *Augustus* und sein marmornes Rom, *Latein als Weltsprache*, zwei für die Erinnerung der "römischen Größe" zentrale Autoren wie *Vergil* und *Livius*, und die Ausstrahlung des *Imperium Romanum* in den mittelalterlichen *Reichsgedanken* behandelt, das lässt sich unter den Hut des "CAPUT MUNDI", sprich: Roms imperiale Ausstrahlung bringen, aber wie zwingend ist - hier - das Kapitel über den *Kalender als Ordnung der Erinnerung?* Und warum fehlt *CICERO Arpinas*, *Vergil* an Wirkung ebenbürtig, "Erinnerungsort" par excellence der römischen "Größe" als Amalgam von Patriotismus und Wortgewalt, das u.a. Rom groß gemacht hat, zugleich das "Monument" des *orator perfectus*, der Macht mit Bildung verfeinert und sein Ideal der *res publica* und seinen Enthusiasmus für die Welt des Geistes erhobenen Hauptes austrägt bis in den Tod?
- Kapitel II ist in sich schlüssig, es lässt Schauplätze und Protagonisten großer Gemetzel Revue passieren, *Cannae*, *Spartacus*, *Caesars Bellum Gallicum*, *Schauplätze des Bürgerkriegs vom Rubicon bis Actium*, die *Milvische Brücke*, und schaut beim *Triumph* der römischen Manier, Siege auszukosten, über die Schulter
- Kapitel III sprengt selbst den von den HerausgeberInnen schon weit gedehnten Rahmen, wenn der *memoria*-trächtige Übertitel *Erinnerungsorte* in der Kapitelüberschrift "MEMORIA - GESCHICHTE DER GROSSEN GESCHLECHTER" verdoppelt werden muss, und wenn hier - neben der *gens Claudia*, für die das Kapitel offenbar eingerichtet wurde - der *Leichenzug* (immerhin mit Bezug zu den *gentes*) und - das *römische Haus* als *die memoria der Mauern* Platz nimmt?

Die Prozession der *imagines maiorum* durch das Zentrum Roms gehört, insofern sie für den Zusammenhalt der herrschenden Klasse und zur Zähmung der Untertanen zentral war, ins Kapitel ROMA CAPUT MUNDI, das *römische Haus* am ehesten zu LEGIONSLAGER - COLONIE - STADT (V).

- Das Kapitel *Monumente der Monarchie* erzählt von konkreten *loci memoriae*, dem Mausoleum des Augustus, dem *Rom Neros*, dem *Colosseum*, der *Trajanssäule*, dem *spätantiken Rom*, sowie von zwei literarischen "Wolkenkratzern", dem Geschichtswerk des Tacitus und dem *Gesetzeswerk* Iustinians.
- Disparat wirkt Kapitel V: Römische Stadtplanung (*Lebendige Stadt oder geplantes Quadrat?*) steht neben der *Wiederentdeckung Pompejis* und dem *Limes*, der Beitrag zu *Varusschlacht* und *Hermann-Mythos* kann im Titel des Kapitels LEGIONSLAGER - COLONIE - STADT mit Mühe dem LEGIONSLAGER zugeordnet werden.
- Im Kapitel VI, das der Religion gewidmet ist, dominiert das Christentum (*Quo vadis - der lange Marsch des Christentums*, der *Römerbrief* des Paulus und *Sankt Peter - Erinnerungsort in Spätantike und Frühmittelalter*), die (guten alten) Götter sind als *Langzeitgedächtnis der Gesellschaft* vertreten, dem in viel Blut ertränkten Widerstand des jüdischen Volkes wird an den *Orten der Niederlage* (Jerusalem, Masada) ein Denkmal gesetzt.
- Im Abschlusskapitel leckt das moderne Rom seine ihm durch die Bausünden des Faschismus geschlagenen Wunden, um als *Rom auf dem Weg zur Museumsstadt* die Zukunft seiner großen Vergangenheit zu sichern, also zwei "Geschichten" von Aufstieg und Fall des Alten Rom, deren "Geschichte" zwei Giganten der modernen Historiographie monumentalisiert haben, *Edward Gibbon* und *Theodor Mommsen*, denen je ein Beitrag gewidmet ist.

Dem Inhaltsverzeichnis entnehmen wir, dass als "Erinnerungsorte" einerseits konkrete Orte gelten, die als identitätsstiftende Zeichen gewirkt haben, wie das Capitol und das Colosseum, weiters Plätze wie das Forum Romanum, Monumente wie die Trajanssäule, der Limes und die Basilika von St. Peter, andererseits sprechen die Herausgeber von "metaphorischen Monumenten" (S. 13), zu denen sie die Spektakel der Leichenzüge und Triumphe, ebenso wie Tacitus' *Annalen* oder den *Römerbrief* des Apostels Paulus, *Edward Gibbons The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* oder die lokalpatriotische Vereinnahmung der "Schlacht im Teutoburgerwald" erklären.

Dass sehr Heterogenes in das Konzept der "Erinnerungsorte" gepresst wird, ist nicht zu übersehen, bei näherer Betrachtung kommt der Verdacht auf, der Titel unseres Bandes, der auf Vorgängerprojekte anspielt, denen ein breites Interesse zuteil wurde, nämlich die "Lieux de Mémoire", die der französische Historiker Pierre NORA für die französische Geschichte (1984-92), die "Erinnerungsorte", die E. Francois/H. Schulze für Deutschland oder Mario Isnenghi für Italien (1996-97) zusammengetragen haben, wolle im Windschatten dieser Erfolge an diese anschließen.

Die HerausgeberInnen wissen um das Problematische ihres Vorhabens, ein auf Nationalstaaten zugeschnittenes Konzept auf die römische Welt der Antike zu übertragen, die "natürlich keine 'Nation' mit einer wie auch immer konstituierten bzw. definierten kollektiven Identität war - eigentlich im Gegenteil" (S. 12). Dennoch übernehmen sie NORAs These, dass man für die Erinnerung auf Denkmäler angewiesen sei, auf Jubiläen, Bilder und Symbole, auf "loci memoriae", in denen die Erinnerung Fuß fassen kann. Zwar tippen die HerausgeberInnen in der *Einleitung* auch die Schlagworte "Mentalitätsgeschichte" oder "intentionale Geschichte" an, also Geschichte als Zweckerzählung, eine Form der Historiographie, die sich im Dienste der Gegenwart sieht bzw. die Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung einer bestimmten Gruppe oder Politik befördern will, sie sehen sich aber schon im *Vorwort* veranlasst einzuräumen, dass die allen MitarbeiterInnen gestellte Aufgabe, "die 'Rolle ihres 'Erinnerungsortes' im heutigen kulturellen Gedächtnis, in den heutigen Vorstellungen und Bildern von der Antike zu verorten", einige der AutorInnen eher zum Widerspruch angeregt hat, "einige haben die Gelegenheit wahrgenommen, im konkreten Kontext ihres Gegenstandes weiterführende, auch distanzierte und kritische Erwägungen zum Konzept des 'kollektiven, sozialen oder kulturellen Gedächtnisses' und zum Begriff des 'Erinnerungsortes' anzustellen".

Das erklärt wohl auch den von den Herausgebern erwähnten "ebenso langwierigen wie fruchtbaren und letztlich notwendig komplexen Entstehungsprozess" (Vorwort), was im Klartext heißt: Der Prozess des Sich-Zusammenraufens war über die Jahre wohl nicht nur fruchtbar, sondern öfters auch *furchtbar*. Den offensichtlich über einen langen Atem verfügenden Herausgebern sei gedankt, das Resultat kann sich sehen lassen, *auch wenn* der Titel inhaltlich nicht das hält, was er verspricht, aber er ist *erfolg-versprechend*. Und das ist gut, zunächst für die Verortung der römischen Welt in den Köpfen der ZeitgenossInnen, gut für das WEITERLEBEN der Alten Sprachen an Schule und Universität und nicht zuletzt auch gut für AutorInnen und Verlag.

In den folgenden Abschnitten (1) - (5) werden einige Beiträge etwas genauer unter die Lupe genommen, die Auswahl entspricht zwar den (aktuellen) Vorlieben des Rez., sie soll aber zugleich auf die nicht besprochenen Arbeiten neugierig machen, etwa auf das aparte Ritual des "Oktoberpferdes als eine Erinnerung an die Bestrafung des trojanischen Pferdes" im Beitrag *Tempel, Daten, Rituale - die Götter als Langzeitgedächtnis der Gesellschaft* (S. 554-569) oder den Aufsatz *Titus Livius aus Padua - der Patriot als Erzähler* (S. 59-74), der auf das Schönste verdeutlicht, warum "das umfänglichste Werk der römischen Literatur" (S.73) und der "beste aller Ratgeber für das Gedenken vergangener Heldentaten" (Petrarca) im Moment nicht die entsprechende Resonanz finden kann. Der Mythen- und Volksbildner des Imperiums schenkte der *pax Augusta*, ohne dass er dazu aufgefordert worden wäre, eine kongeniale *éducation sentimentale* "ab urbe condita", der gänzlich unmilitärische & unpolitische Bürger aus der sittenstrengen Provinz besticht als der sprachlich berücksichtigende Meister unvergesslicher "Kalendergeschichten, leicht faßbar, intellektuell anspruchslos, aber voller Emotionen" (S. 70), LIVIUS führt den Leser

durch sein Heimatmuseum "von Bild zu Bild, erklärt mit unendlicher Geduld und hörbarer Freude die dargestellten Geschichten, mahnt aus ihnen zu lernen und zeigt, wie arge Fehler sich rächen. Er tut es ohne Hintersinn, ohne Ironie und ohne Bosheit" (S. 63). Das scheint nun wahrlich zuviel des Guten! Aber es gibt noch eine Steigerung, wenn wir mit dem Verf. die "einfache Lehre" aus all den vielen Bildern ziehen, in denen Livius noble Gesten der (römischen) Sieger gegenüber den Besiegten ausmalt: "Der Anspruch Roms auf die Weltherrschaft ist ehrenwert, denn sie war auf Recht gegründet und mit Großmut errungen" (S. 69) - "das ist nun gewiß das, was Augustus lesen wollte und wovon er hoffte, daß es seine Zeit auch ihm zuschrieb" (S. 72).

Ich kann mir Livius' lautere Lehren sehr gut auf dem Lehrplan der erlesenen Erziehungsanstalten vorstellen, die gerade klammheimlich für die Eliten der Zukunft in Betrieb gehen, sie bieten jugendlich-formbaren Seelen sittliche Erbauung und idealische Herzensbildung, sie bereiten auf verantwortungsschwere Aufgaben in der Globalisierung vor. Die zukünftigen Träger von Macht und unvermeidlicher Schuld können, genährt von der *lactea ubertas*, "der wie Milch fließenden Wortfülle" des Humanisten aus Padua, der in der Geschichte nicht als Politiker oder Militär, "sondern als fühlender Mensch" liest (v. Albrecht: S. 679), "Vergangenheitsbewältigung" sozusagen *a priori* betreiben, indem eine exemplarisch-korrekte Vergangenheit, die römische Geschichte, wie Livius' Wille und Vorstellung sie erfunden hat, als dem Zufälligen enthoben und "im Zeichen der Humanität" als weltlicher Mythos "neu entstanden" (v. Albrecht: S. 675), ihnen das ruhige Gewissen verleiht, in Gegenwart und Zukunft zur Herrschaft berufen zu sein.

In *Der Triumph* - "erinnere Dich, daß Du ein Mensch bist" (S. 258-276) schwelgt Mitherausgeber Karl-Joachim Hölkeskamp in der über die Jahrhunderte entstandenen "eigen- und einzigartigen Landschaft der akkumulierten und akkumulierenden Erinnerung an frühere Triumphe" zwischen Colosseum und Capitol, in der "immer neue, jüngere Denkmäler mitsamt ihren Botschaften und Helden und damit weitere monumentale Merkzeichen des Aufstiegs der Stadt und ihres Reiches zu imperialer Größe neben die bereits vorhandenen Monumente traten. Die Erinnerungslandschaft gewann damit kontinuierlich an Dichte, Vielfalt und Vieldeutigkeit - die Botschaft an den Betrachter (...) blieb allerdings gleich und wurde gerade dadurch sogar noch mächtiger: Jeder Krieg, jeder Sieg und jede Eroberung war und blieb ein Teil einer von den Göttern sanktionierten, moralisch legitimen und daher geradezu notwendigen Entfaltung der Macht des römischen Volkes über den Erdkreis" (S. 265f).

Amen! In diese "akkumulierte und akkumulierende" Menschenverachtung und die sich dem Größenwahn nähernde Apotheose des Siegers, der sich wie Jupiter geriert, während er dessen Sitz am Capitol ansteuert, *mussten* die viel zitierten Worte des hinter dem Triumphator stehenden Staatsklaven eingebaut sein - "Blicke hinter dich und erinnere Dich, daß du ein Mensch bist" (S. 261) - , um der evidenten Hybris des Vorgangs im letzten Moment noch ein Feigenblatt zu verpassen.

In so ausgesucht "unchristlichem" Stil zu triumphieren fand nach dem Untergang Roms naturgemäß Nachahmer, "eine echte 'Renaissance' erlebte der zeremonielle Einzug nach antikem Vorbild erst in der gleichnamigen Epoche" (S. 271), als "große und kleine Potentaten" sich in den feinen Kostümen und Insignien imperialen Zuschnitts gefielen, um einem urbanen Publikum zu imponieren. Noch Napoleon I. wollte mit der "auftrumpfenden Architektur" seines *Arc de Triomphe* im Zentrum von Paris an den römischen Triumph erinnern, aber dieser Erinnerungsort sei - so der Verf. etwas betrübt - heute "zutiefst kompromittiert - nämlich durch den megalomanen Entwurf eines Bogenmonuments für Berlin, von dem Albert Speer und sein Herr und Meister träumten: Doch da ist es endlich nur noch bei einem Modell geblieben - zum Glück!" (S. 276).

Einverstanden, aber wäre es dann nicht angebracht, den Triumph des Willens (zum Sieg) als "Erinnerungsort" für das "kulturelle Gedächtnis" ein klein wenig zu problematisieren, z.B. als "Architektur des unendlichen Siegens", in deren Fundament sehr viele Tote und sehr viel Schonungslosigkeit gegenüber den Besiegten eingegangen ist, auch das Unterhaltungsprogramm der ARENA musste sich den Vergleich mit dem Erinnerungsort "Auschwitz" gefallen lassen (E. Bornemann: *Das Patriarchat* 1989).

Wenn ein vor dem Tribunal der Weltgeschichte (derzeit) zur ewigen Verdammnis verurteiltes System wie das "Dritte Reich" sich potentiell auf das römische Ritual der Siegesfeier beruft, ist das dann ein Missverständnis oder der Missbrauch eines unter römischen Auspizien legitimen Herrschaftsanspruchs (*tu regere imperio populos, Romane, memento / (hae tibi erunt artes)*), oder gibt die Erinnerungslandschaft zwischen Capitol und Kolosseum als in Stein und Marmor gehauener Überlegenheitshabitus des *homo Romanus* ihre hässliche und uneingestehbare "Wahrheit" preis, die in der religiös verbrämten Selbstverherrlichung "von den Göttern sanktionierter" rassistischer Herrenmenschen besteht, deren Berufung es naturgemäß ist, zu knechten, zu entrechten und als Untermenschen zu erhalten, *was* sich ihnen ergeben musste?

(1)

Romulus und die Wölfin oder Mars ist der Vater aller Dinge

zu: Kurt A. Raaflaub, *Romulus und die Wölfin - Roms Anfänge* (S. 18-39) aus dem Kapitel ROMA CAPUT MUNDI

An dem Beitrag besticht zum einen die methodisch saubere Abklärung der Bedingungen der Möglichkeit, sich Gewissheit über das frühe Rom zu verschaffen, zum anderen die einprägsame Akzentuierung der Symbolik der kapitolinischen Wölfin, in der Roms Feinde das römische Wesen erkennen wollten, ein wölfisch-blutdürstiges nämlich, der *homo Romanus* selbst erlebte seine *lupa*, spätestens seit Aufstellung der Skulptur im Jahre 296 v. Chr., als Emblem seiner "Abstammung von

Mars und seiner Kriegstüchtigkeit" (S. 39), überhaupt keine Rede vom hegend-bewahrenden Aspekt der Nährmutter des Stadtgründers, die diesem genau das erst ermöglichte. Fest steht, dass die vertrauten Erzählungen von der Gründung Roms "allesamt späte Mythen" (S. 23) sind und eine kritische Rekonstruktion der römischen Geschichte erst ab dem späten 4. Jahrhundert ein tragbares "Quellenfundament" aufweist. Dennoch sei es nicht aussichtslos, Gewissheit auch über das Vorangegangene zu erhalten, aber dazu bedürfe es großer Vorsicht und vor allem einmal der Einsicht in die Methoden, mit denen römische Historiker ihre Vorvergangenheit "erfanden" und "verformten". Den (ersten) Geschichtsschreibern war wichtig, etwas *Zusammenhängendes* erzählen zu können, denn "Lücken sind ein intellektuelles und ästhetisches Ärgernis" (S. 24), die Sache musste halbwegs *spannend* sein, um Leser zu gewinnen, und diese sollten *aus der Geschichte lernen* können, Nietzsche nannte das "monumentalische" Historie. Der letzte der drei Ansprüche befremdet heute, war aber in der Antike selbstverständlich, er ist im Grunde die *ratio essendi* der Geschichte(n) eines LIVIUS. Unter den drei genannten Aspekten "verfälschten" oder klitterten die einzelnen Familien und die älteren Annalisten, die immer selbst auch Politiker waren, *ihre* Geschichte. Der Beitrag liefert dafür schön recherchierte *exempla* und das Postulat, dass der moderne Historiker, will er "aus dem Wildwuchs die soliden Fakten herauschälen" (S. 31), "von Fall zu Fall entscheiden muss, möglichst unter Beiziehung von Kriterien oder Zeugnissen, die von der römischen Vulgata unabhängig sind. Dieses Prinzip wird von gewissen Forschern als 'hyperkritisch' abgetan: Die römischen Autoren hätten eine viel bessere Beurteilungsgrundlage und viel mehr Zeugnisse zur Verfügung gehabt als wir. Gewiß, aber sie waren auch viel unkritischer, standen im Banne einer festgefühten Tradition und hatten keinen Zugang zu wissenschaftlichen Methoden und Disziplinen - wie der kritischen oder vergleichenden Historie, Archäologie und Anthropologie -, die uns wesentliche Einblicke gewähren. (...) Deshalb sind für die Periode, um die es hier geht, seriöse Kritik und prinzipielle Skepsis bis zum Erweis des Gegenteils unabdingbar - alles andere wäre unverantwortlich" (S. 31f). Alarmierend, dass diese *condicio sine qua non* wissenschaftlichen Arbeitens nicht außer Streit steht, schwer zu glauben, ein Althistoriker könnte sich einem solchen Appell verschließen, dass er in dieser Ausführlichkeit ergeht, macht das Gegenteil wahrscheinlich.

Keine Zweifel hat der Verf., dass der Schlüssel zu Roms Erfolg die Sozialisierung seiner BürgerInnen durch Krieg ist, die gleichsam genetische Neigung der Wölflinge, "den Krieg für unerlässlich zu halten" (S. 37). Im frühen Rom ist Heraklits Intuition, die gerne zur Metapher verniedlicht wird, besonders blutig Fleisch geworden, der Krieg als "Vater aller Dinge" entwickelte "eine in diesem Maße seltene Eigendynamik" (S.37): Rom wurde seit dem frühen 5. Jh. von heftigen sozialen Konflikten erschüttert, den sogenannten "Ständekämpfen", die erst im frühen 3. Jahrhundert endeten. Der über 150 Jahre währende Abwehrkampf gegen äußere Bedrohungen bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts prägte Seele und Körper des *homo Romanus*. Der Adel "benötigte immer neue Kriege, um die zur Qualifikation für

höchste Ämter und Ehren unabdingbaren Leistungen erbringen zu können" und um den Verbündeten Roms Überlegenheit zu demonstrieren, "die nichtadligen Bürger lernten, um des gemeinsamen Überlebens und Erfolges willen auch intensive soziale Konflikte innerhalb der bestehenden Strukturen und Hierarchien auszutragen" (S. 36), zumal diese inneren Spannungen auch auf Kosten der Besiegten gelöst werden konnten, man denke nur an die "Heere von Kriegsgefangenen, die versklavt wurden und es damit den Römern möglich machten, die Schuldknechtschaft in der eigenen Gemeinde abzuschaffen" (S. 37). Verf. spricht von einem "römischen Sonderweg" zur Lösung sozialer Konflikte, anders sei nicht zu erklären, warum der Adel sich den plebejischen Forderungen so lange widersetzen konnte, ohne dabei den Stadtstaat nach außen zu schwächen oder in einen Bürgerkrieg zu schlittern. Typisch römisch seien primär die auf das Gemeinwesen zugeschnittenen Qualitäten der herrschenden Klasse, in der ein intensiver Wettbewerb um *dignitas* sich mit einer außergewöhnlichen Solidarität zwischen den einzelnen *gentes* die Waage hielt, ein Gleichgewicht, das aus den Fugen geriet, als der regionale "Leitwolf" zum "Weltpolizisten" aufstieg. Aber es waren die Wölfin vom Kapitol (und der Kriegsgott), in deren Zeichen Roms kometenhafter Aufstieg stand. Auszudenken, was diese Kasernierung der römischen Gesellschaft in den Seelen (und Körpern) ihrer Männer und Frauen angerichtet hat, ist nicht Aufgabe des Beitrags, dem zur traumaträchtigen Expansion der Wölfe in Toga und Tunika gerade einmal die Bemerkung entschlüpft: "Daß es dabei nicht ohne Grausamkeiten abging, versteht sich von selbst" (S. 37).

(2)

Romanità fascista

zu: Wolfgang Schieder, *Rom - die Repräsentation der Antike im Faschismus* (S. 701-723) aus dem Kapitel GESCHICHTE(N) VON AUFSTIEG UND FALL

Fazit des informativen Berichts über den "rigorosen Städteplaner" Mussolini, der gleichsam mit der Spitzhacke regierte und Jahr für Jahr von 1925 bis mindestens 1940 Wohnhäuser, Paläste und Kirchen abreißen ließ, um unkoordiniert Denkmäler freizuschäufeln und neue Prachtstraßen für Aufmärsche und Paraden anzulegen: "Das Rom der Antike, vor allem das kaiserliche Rom, ist seitdem topographisch weitgehend nur noch in faschistischer Verfremdung präsent" (S. 721). Das klassische Beispiel ist die heutige *Via dei Fori Imperiali*, die in Rekordzeit fertig gestellt wurde, um zum 10. Jahrestag des "Marsches auf Rom" eingeweiht werden zu können. Bei der großen Eile war es nicht einmal möglich, die darunter zum Vorschein kommenden Kaiserforen wissenschaftlich auszuwerten. "Die breite Prachtstraße durchschnitt die einzigartige Ausgrabungszone ohne jede Rücksicht auf die Topographie" (S. 718). Da die Straße um jeden Preis den Blick auf das Colosseum freigeben sollte, musste ein ganzer Ausläufer des Esquilin, etwa 250 000 Kubikmeter Erde und Gestein, abgetragen werden. Mussolini wollte nicht die Antike sichtbar machen, sondern mit ihr das Moderne untrennbar zu einer "romanità fascista"

verschmelzen. Das urbanistische Programm, das 1934 vollmundig als Verbindung von Geschichte und Schönheit mit den Erfordernissen des Verkehrs und der Hygiene verkündet worden war, dem es aber an kompetenten Planern bzw. einer einheitlichen Gesamtkonzeption mangelte, scheiterte. Selbst das Projekt der Freilegung des Augustusmausoleums war letzten Endes misslungen, was Mussolini selbst einräumte, "so tief es auch die Stadtstruktur veränderte. (...) Der faschistische Traum einer zeitgemäßen Inszenierung antiker Größe ließ sich gerade hier nicht verwirklichen, weil die Ruinenstruktur des Monumentes sich nicht verändern ließ, der Volksmund verglich es mit einem 'kariösen' Zahn (...) Der Vergleich mit der Engelsburg ließ erst recht erkennen, daß mit dem Augustusmausoleum kein Staat zu machen war" (S. 713f). Bleibt als wohl unvermeidlich einziger Pluspunkt die wissenschaftlich korrekte Rekonstruktion der *Ara pacis* und ihre Unterbringung in einem Pavillon, Mussolini wollte sich zum 2000. Geburtstag des Augustus im Jahre 1938 als "Friedensbringer stilisieren" (S. 715).

(3)

Second voice bei TACITUS?

zu: H.J. Gehrke, *Tacitus – Historiker in bleierner Zeit* (S. 385-400) aus dem Kapitel MONUMENTE DER MONARCHIE

Genau in der Mitte des Bandes steht sein vielleicht bester Beitrag, wenn zur Bewertung inhaltlicher Reiz und Geschmeidigkeit der Sprache gleichrangig herangezogen werden. Auf fünfzehn Seiten entsteht ein Monument für den Senator P. Cornelius Tacitus, dessen Werk "ein Denkmal ersten Ranges ist. Es handelt sich um Historiographie, die tief in der römischen Vorstellungswelt verankert ist und uns den Horizont der wichtigsten Akteure öffnet, des römischen Senatorenstandes. Es war die ehemals herrschende Schicht, die nun zwar faktisch-praktisch, aber kaum mit Kopf und Herz dem Princeps diene. So fallen hier der Geist der Republik und die Resignation des Prinzipats zusammen, Freistaat und Kaiserreich, die ganze römische Geschichte – große Kunst wird zum Erinnerungsort. (...) In der Rezeption zeigt sich, daß sein Werk in noch viel weiterem Sinne einen Erinnerungsort bildete. Die Geschichte selbst, eingefangen in der Kunst eines großen Historikers, wurde so ganz allgemein zum Monumente im Wortsinne, Denkmal als Mahnmal, *historia magistra vitae* – und das war dann doch wieder gut römisch" (S. 399f.). Mit "Geschichte selbst" kann hier nicht eine von der literarischen Perspektive unabhängige Entität gemeint sein, die Geschichte ist nicht dem Historiker Tacitus, sondern – ein Glücksfall – einem genialen Romancier&Essayisten gleichen Namens auf den Leim gegangen, aus der "Geschichte selbst" kann man nicht lernen, ihre "Wahrheit" ist die der *Kunst* des Tacitus, sie beweist unanfechtbar, dass es nur durch sie "Geschichte" gibt.

Dem an seine Wissenschaft glaubenden Historiker stellt sich angesichts der "enormen Suggestivkraft" der Bilder und Szenarios in den *Historien* und *Annalen*, man denke nur an *seinen* Tiberius, den die taciteische Handschrift der Nachwelt als

"heuchlerisch-heimtückischen Kaiser" eingebrannt hat, die entscheidende Frage, "aber ist es auch wahr?" (S. 394). Bei seinem Versuch einer Antwort versichert sich der Althistoriker aus Freiburg der Rückendeckung durch einen großen Kollegen vom *Collège de France*, Paul VEYNE: "Geht man von schlichten Antithesen wie Fakt und Fiktion, Wahrheit und Erfindung, Wissenschaft und Literatur aus, so wird man ihn schwer einordnen können und im Zweifelsfall unter Kunst und Literatur subsumieren. Doch sind solche Antithesen auch in der modernen Optik fragwürdig geworden, in der doch gerade das Sowohl-als-auch betont wird und man von einem 'wahren Roman mit Lücken' spricht" (S. 395). Ein salomonisches Urteil, das das Dilemma prolongiert. Stellt uns das Bild von dem "Roman", der paradoxerweise "wahr" ("realistisch?"), wenn auch lückenhaft (Fragment?) geblieben sein soll, nicht wieder vor die Frage, die es zu beantworten vorgibt? Was Tacitus über Tiberius schreibt, ist demnach sowohl wahr als auch erfunden (sc. "wahrer Roman"), er hat "Lücken" eröffnet, d.h. er hat seine Auswahl getroffen und nicht alles gesagt oder sagen können, aber das Ungesagte könnte auch zwischen den Zeilen stehen. Ergo sind wir so klug als wie zuvor.

Paul Veynes Bonmot könnte aber auch so verstanden werden, dass erst die Kunst des "Historikers" die historische Wahrheit erzeugt, der Stil des Tacitus hat den (historisch) wahren Tiberius "erfunden", indem er aus Fakten *und* Fiktion ein Bild malte, und wegließ, was dem *schönen Schein* der Wahrheit abträglich war, und diese Montage würde der Person des Tiberius *in Wirklichkeit* gerecht. Wir sind an einem wunden Punkt der "historischen" Wahrheitssuche, wir stehen vor der Aporie jeder Geschichtsschreibung, die Wissenschaft sein will, aber nicht sein kann, weil "Geschichte ein für das Leben der Menschen notwendiger Mythos" ist (Theodor Lessing), *not-wendig* für das Leben einer Menschheit, die "die Kraft zum Mythos verloren hat" (*Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*, S. 19).

Tacitus "arbeitet" in seinen Werken ein "existenzielles Problem ab", die unsägliche, die stolze Senatoreseele verzehrende Demütigung, als Mitglied der politischen Führungselite in seiner Zeit wie in der Falle zu sitzen: "Wie konnte man in einem Herrschaftssystem leben, ja den Traditionen des Standes gemäß aktiv sein, wenn die schrankenlose Freiheit des Regierens und Bestimmens, die doch eben die Traditionen prägte, unwiederbringlich verloren war?" (S. 386).

Der entmachteten Nobilität blieb die Wahl zwischen der Skylla opportunistischer Servilität und der Charybdis der "Fundamentalopposition", die ihre Vertreter zumeist in den Tod (von eigener Hand) führen musste, "vor der Nachwelt konnte man brillieren, aber dem Staat war man zu nichts nütze" (S. 398) – beide Haltungen werden kompromisslos verurteilt, mit einer für Tacitus untypischen Eindeutigkeit, der in der "neu bestimmten Tugend der *moderatio*" (S. 399) seines Schwiegervaters *Agricola* die Option verwirklicht sah, "die blieb: In vorsichtiger Anpassung so viele Taten verrichten, als Kaiser und System eben zuließen" (S.399). Der "Kampf des Iulius Agricola in Britannien führte zur Mehrung des Reiches, der *propagatio imperii*. Dies war für Tacitus ein besonderer Wert (...) Generell konnte man wenig Glanz erwerben, aber vor dem düsteren Hintergrund wirkte auch schwacher Schein, selbst

mit dem Schatten des Uneindeutigen (...) Das war nicht wenig in bleierner Zeit, und es mag nicht nur römischen Senatoren etwas sagen" (S. 398f).

Die Sprecher seines literarischen Debuts *Dialogus de oratoribus* halten eine "künstlich-heitere" Fassade aufrecht und "lächeln sich beim Abschied freundlich zu", aber Rhetorik, das Medium der freien Konkurrenz zwischen Gleichrangigen in der *res publica*, - signalisiert Tacitus - ist mittlerweile überflüssig, die Sprecher des *Dialogs* leben "in einer bleiernen Zeit, die ständig konfrontiert ist, besser gesagt, die sich ständig konfrontiert mit der vergangenen Größe der freien Republik" (S. 387). In den *Historien* spitzt Tacitus am Beispiel des sogenannten Vierkaiserjahres (69.n.) das Dilemma der Senatorenklasse zu, die ihre Freiheit der Ordnungsmacht des Prinzipats geopfert hat und nun sehen muss, dass das "Herrschaftssystem die Ordnung nicht mehr garantieren kann" (S. 387), denn dieses Jahr war in Wirklichkeit eine "Serie gräßlicher Bürgerkriege" (S. 388) - "es ist die nackte, furchterregende Gewalt, die von den Soldaten ausgeht. Sie wird in allen Facetten wie eine Naturgewalt geschildert" (S. 389). Auch die *Annalen* machen klar, dass "hinter dem Prinzipat der Bürgerkrieg lauerte", wenn "das Reich schon beim ersten Herrscherwechsel nur haarscharf an einer Katastrophe vorbeischlitterte, vergleichbar der des Jahres 69 (...) Die bleierne Zeit war auch eine latent gefährdete und gefährliche Zeit" (S. 390), den (ersten wie den heutigen) Leser schwindelt: "Wo hat(te) man festen Boden unter den Füßen?"

Die Schwindelgefühle werden durch die Ambivalenz des Autors gegenüber dem Erzählten hervorgerufen, seine Urteile sind "nie eindeutig", sogar wenn er, wie im Falle des Germanicus, eine der wenigen "Lichtgestalten" im düsteren Panorama rühmt oder sich zu rühmen anschickt, ist Tacitus in seiner Lobrede "insgesamt klar, doch nicht völlig über jeden Zweifel erhaben. Fragen bleiben", wie es scheint, mit Absicht, der Habitus, auch gegenüber den besten Anwärtern auf die Kaiserwürde Vorbehalte nicht verstummen zu lassen, ob sie sich "in den komplexen Machtverhältnissen" letztlich behaupten können, "trägt dazu bei, das Bedrohliche am Prinzipatssystem zu artikulieren" (S. 396). Das Ungesagte ist Teil der Botschaft, die das Unsagbare von innen her möglichst weit einzugrenzen trachtet. Es geht nicht (nur) um ein Versteckspiel mit dem Leser oder Spannungsaufbau durch Urteilsenthaltung, die an der Wahrheit Skepsis übt oder sie dem Gutdünken des Lesers anheimstellt. Es genügt, an eine Parastelle zu Beginn der *Annalen* zu erinnern, die posthume Einschätzung des Augustus (1, 9f), diese Orgie der Ambivalenz, die aber häufig eine scheinbar "verstärkte Eindeutigkeit produziert, die dann aber da und dort, bei genauerem Zusehen doch wiederum nicht so ganz eindeutig war" (S. 395). Dieses "durch Interpretation kaum zu erschöpfende Instrumentarium" des *Dichters* Tacitus kann für die "historische Rekonstruktion" fruchtbar (gemacht) werden, die "sperrige Diktion" provoziere ein "second reading", das nicht erst dem postmodernen Leser in den mit allen (de)konstruktivistischen Wassern gewaschenen Sinn komme, sondern das Tacitus schon seinen Zeitgenossen zumuten wollte: "Sein Stil zeigt jedenfalls ziemlich unmißverständlich, daß er auf den aufmerksamen Leser setzt", der Dinge auch anders lesen kann, als Tacitus es ihm

nahelegt. "So bleibt beispielsweise auch in seinem eindeutig 'getrimmten' Bericht von den Senatsverhandlungen nach Augustus' Tod (*Annalen* 1, 7ff.) noch erkennbar, daß sich Tiberius' Verhalten, unterstellt man ihm nicht von vornherein die Heuchelei, auch schlüssig von einem bestimmten Herrschaftskonzept her deuten läßt", und wenn man mit Tacitus bedenkt, dass "die diversen Entartungen der Kaiser" gerade auch durch die ihnen entgegenkriechende Servilität der meisten Senatoren "gefördert, ja zum Teil erst ermöglicht werden", dann ist das auch als Aufforderung lesbar, die "negative Zeichnung (sc. der Kaiser) zu relativieren" (S. 396f), etwa die von Caligula, Claudius und Nero, die der Verf. selbst ohne Milderung als "die drei Kretins" (S. 394) brandmarkt - erfolgte das Verdikt nun ohne oder trotz eines *second reading*?

Es bleibt abzuwarten, ob dem Appell, der "second voice" bei Tacitus Gehör zu schenken, d.h. seine "Nähe zum Poetischen" (S. 395) weiter auszuloten und daraus alle Konsequenzen für die "historische" Aussagekraft seiner Texte zu ziehen, ein ähnliches Schicksal beschieden sein wird, wie der "Erhöhung" der "Zweiten Stimme" in Vergils *Aeneis*. Während es bei dem "Nationalepiker", der seinen Herrscher und das neue System als Rettung vor dem Chaos preist, darum geht, zu *hören*, wie subtil seine Poesie dieses Lob relativiert, wie tragisch er die Apotheose des Führers durch seine Empathie mit der Würde der Leidtragenden und Untergegangenen färbt, gilt es, aus dem "durchaus tragischen Duktus" (S. 397) der monolithisch wirkenden poetischen Prosa des Historikers die Zwischentöne herauszufiltern, die das scheinbar undurchdringliche Dunkel seines Unbehagens am System nuancieren, wenn nicht auflockern, es gilt, das im Grauen der "bleiernen Zeit" Unsagbare einem Text abzurufen, der sich dagegen zwar sträubt, aber - wie alle wahre Poesie - auf seine Anziehungskraft vertraut.

(4)

Quo vadis - die Irrfahrten einer zukünftigen Weltreligion

zu: Manfred Clauss, *Quo vadis - der lange Marsch des Christentums* (S. 586-606) aus dem Kapitel DIE GÖTTER UND DER EINE GOTT

Manfred Clauss begleitet in seinem Beitrag den Weg einer Sekte zur Weltmacht mit Gelassenheit und sanfter Ironie, aber mit zu wenig Augenmerk für den in der Sozio- und Psychologie der Aufsteiger im Glauben an den Einen Gott dingfest zu machenden Willen zur Macht. Es ist ein unerforschlicher Weg, ein unübersichtliches Gemenge von Weggabelungen, Sackgassen, Holzwegen und: "Auch das Phänomen des Kreisverkehrs läßt sich beobachten", etwa als die Kirchenväter daran gingen, mit allerlei Berechnungen das Geburtsdatum Jesu zu ermitteln, nachdem zuvor jede Geburtstagsfeier verpönt war, und dabei schließlich als strategisch bestes Datum der 25. Dezember übrigblieb.

"Wer war Jesus? Was tat Jesus? Was wollte Jesus?" - fragt der Verf., man darf ergänzen: "Hat Jesus denn existiert?", denn die Antwort auf all diese Fragen "ist ein und dieselbe: Wir werden es nie erfahren" (S. 587). Der Jesus, den sich **Paulus** aus

Tarsus, "israelitischer Name Saul, aus streng jüdischem (pharisäischem?) Elternhause" (LAW: S. 592), in den 40er Jahren des 1. Jhs zurechtlegte, musste zu seiner Grundsatzentscheidung passen, dass "die neue Botschaft über den jüdischen Bereich hinaus allen Menschen nahegebracht werden sollte, (...) das war - dies kann nicht genug betont werden - die Wegentscheidung schlechthin" (S. 587). Die nächste betraf die Einstellung zur Welt, sollte man sich in ihr häuslich niederlassen oder sie meiden und ihr Ende herbeisehnen als Beginn einer besseren Zeit in einer anderen Welt? Aber das Ende ließ auf sich warten, daher konnte sich der Sadismus Tertullians in aller Ruhe "genüßlich ausmalen, wer am Ende der Welt alles verbrennen wird: 'Was wird der Gegenstand meines Staunens, meines Lachens sein? Wo der Ort meiner Freude, meines Frohlockens? Wenn sie alle verbrennen, die Statthalter, Philosophen, Dichter, Schauspieler oder Wagenlenker.' Klugerweise erwähnt Tertullian die Kaiser nicht. Und als die Christen von allen politischen Rücksichtnahmen frei waren, forderte in der Mitte des 4. Jhs Firmicus Maternus unverhohlen von den Kaisern Constantius II. und Constans die Ausrottung aller heidnischen Kulte, also eine generelle Heidenverfolgung als Feuergericht" (S. 588). Die Petrus&Paulus-Fraktion beschreitet den Weg der Annäherung an den Staat, kollidiert dabei aber mit dem Problem des Kaiserkults, das in der Folge intensiv diskutiert wurde. Kaiserkult war "Götzendienst", ihr Gott hatte ihn strengstens verboten, also sahen sich die Christen gezwungen, den "heidnischen" Alltag, in dem Opfer und Rituale unumgänglich waren, möglichst zu meiden. Resultat: "Die Christen standen wieder einmal außerhalb der Gesellschaft, wobei sich diese Haltung mit einem Gefühl der moralischen Überlegenheit verband" (S. 590), das führte unvermeidlich zum *peccatum originale* der neuen Religion, einer "verbale Unterwürfigkeit mit tausendjährigen Folgen": Wenn sie den Akt der Anbetung des Kaisers verweigerten, mussten sie ihre Loyalität in Worten zum Ausdruck bringen, sie taten es auf verschlungenen Pfaden, die schnurgerade in die Heuchelei als Habitus führen sollten, die Justin gegenüber den "Herrschern als fiktiven Adressaten" so auf den Punkt gebracht hat: "'Darum beten wir zwar Gott allein an, euch aber gehorchen wir im übrigen freudig, indem wir euch als Herrscher und Kaiser der Menschen anerkennen'."

Trotzdem, der schnellere Weg zu den Freuden des Himmels führte - das glauben heutzutage die von "Männerphantasien" heimgesuchten blutjungen Muslime mit dem Sprengstoffgürtel nur allzu gerne - über das Martyrium. Zwar "betätigten sich auch damals Christen als Straßenräuber in der Hoffnung, bei ihrer Tat erschlagen zu werden" (S. 591), aber es gab einen eleganteren Ausweg in die Seligkeit, es genügte, das Opfer zu verweigern und sich zu Christus zu bekennen: "Christianus sum!" Die "skurrilen Formen", die der "Drang zum Martyrium" seit dem Ende des 2. Jhdts annahm, sind bekannt. Mit der zunehmenden Zahl der Christen mehrte sich auch die Anfälligkeit vieler von ihnen für die zweitbeste Lösung, das Opfer für den Kaiser. Die Bischöfe im 3. Jh. mussten sich mit der Frage beschäftigen, wie diese "Abgefallenen" zu behandeln seien. Es gab wie immer zwei Lager, die "Mehrheit beschritt den Weg der Milde" und die besten Köpfe, wie der Ex-Advokat Tertullian,

bedienten sich skrupelloser Sophismen, um auch der großen Zahl von "Abgefallenen" etwas Positives abzugewinnen: "Wer geopfert, aber später bereut habe, der sei Christ geblieben, versicherte er, denn Gott verzeihe ihm. So war aus dem Zeugnis einer großen Verfehlung ein Zeichen göttlicher Gnade geworden" (S. 592), und der Weg des Herrn: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" hatte sich unchristlich gegabelt, und die Schäfchen nicht zu Gott, wohl aber ins Trockene gebracht. QUO VADIS? Wie auch immer, die Gemeinde ist auf Erfolgskurs: "Mit Beharrlichkeit und stetigem Wachstum gelang schließlich die Anerkennung durch Gallienus und Galerius, auf die unmittelbar die Förderung durch Constantin folgte", der Christus als Schlachtenhelfer anerkannte, weil er den Eindruck gewonnen hatte, dieser Gott "habe die erste sich bietende Gelegenheit genutzt, den Staat in der Person Constantins zu unterstützen; gleichsam mit einem Paukenschlag war er in die Öffentlichkeit getreten, als Kriegsgott" (S. 594f). Mit dieser pragmatischen Rochade begann der Weg in die christliche Staatskirche, was mit sich brachte, dass die Kaiser nun auch das Recht hatten, in die Kirche hineinzuregieren. Konstantin träumte von einer einheitlichen *religio* für das ganze Reich, und verbot alle davon abweichenden Kulte, die sich selbst auch als christlich verstanden, wie Novatianer, Valentinianer, Marcioniten etc. als Häresien. Dagegen bildete sich schnell eine kirchliche Opposition, die den Kaisern dieses Recht absprach. "Von hier lief ein direkter Weg zur Auseinandersetzung weltlicher und kirchlicher Gewalt im Mittelalter" (S. 597).

Aber zuvor noch ein Blick auf die großen Diskussionen um die Person Jesu Christi, die zu unglaublichen Zerwürfnissen und Kämpfen innerhalb der Gemeinde führen konnten. Dazu passen Bemerkungen Edward Gibbons, dessen "sechzehntes Kapitel - und damit der erste Band - mit der 'traurigen Wahrheit schließt (...), daß die Christen im Verlauf ihrer inneren Zwietracht mehr Grausamkeiten gegeneinander verübt haben, als sie je durch den Fanatismus der Heiden erfuhren'. (...) Gibbon mokiert sich über die 'Syneis-Akten' des 3. Jahrhunderts. Frauen, die sich der Jungfräulichkeit geweiht hatten, lebten mit Klerikern zusammen, um sich gerade dadurch in ihrer Keuschheit zu beweisen.' Die Jungfrauen im warmen Klima Afrikas verschmähten die schimpfliche Flucht und stellten sich dem Feind auf engstem Raum: Priester und Diakone durften ihr Lager teilen, und inmitten der Flammen rühmten sie sich ihrer unbefleckten Reinheit. Doch manchmal rächte sich die verhöhlte Natur und forderte ihr Recht, und diese neue Form des Märtyrertums bescherte der Kirche ein neues Ärgernis'. Gibbon beruft sich an dieser Stelle auf Cyprians Kritik an dieser Praxis, somit auf einen unverdächtigen Zeugen; mit dem Motiv der Flucht vor dem Märtyrertum fällt jedoch zugleich ein Seitenhieb auf dessen umstrittenes Verhalten während der Verfolgungen (S. 652) (...) Cyprian hatte sich zunächst den Verfolgungen durch Flucht entzogen, lief damit Gefahr, in seiner Kirche unglaubwürdig zu werden; er hatte schließlich keine andere Wahl, als die 'einmal angenommene Rolle eines Bischofs' durchzuhalten, sich dem Gericht zu stellen, das Angebot des Abschwörens vom Glauben auszuschlagen und den Märtyrertod zu sterben" (...) Aus heutiger Sicht ist festzuhalten, dass "Gibbons

Darlegungen für einen Teil der Leserschaft überraschend bis schockierend gewesen sein müssen, zumal es in dieser Zeit in England noch keine Kirchengeschichtsschreibung gab. Die Wirkung (Gibbons) beruhte nicht nur auf der Fülle des vorgelegten Materials, sondern auch darauf, dass der Verfasser sich in der Rolle des unparteiischen Historikers präsentiert" (Wilfried Nippel, *Edward Gibbon: S. 651f.*)¹

Schon früh begann eine Debatte über die Auferstehung. In der Version des Lukas geht es darum, deutlich zu machen, dass Jesus *leibhaftig* auferstanden ist und danach von Zeugen gesehen und als Jesus erkannt worden ist. Nicht allen reichten diese Erscheinungen, sie wollten auch wissen, wie lange der Auferstandene noch auf Erden gewilt habe, die Apostelgeschichte spricht von 40 Tagen, in denen "Raum genug war für viele Kontakte mit den Jüngern und für Informationen über das Himmelreich und die Mysterien. Hier konnten später manche christliche Gruppen ansetzen, um die Anfänge ihrer Geheimlehren zu erklären. Doch als auch dieser Zeitraum noch nicht hinreichend erschien, dehnte man später die irdische Präsenz Christi auf achtzehn Monate bis zwölf Jahre aus" (S. 599).

Die nächste interne Meinungsverschiedenheit betraf die Gottmenschlichkeit des Erlösers. Eine Richtung behauptete, Jesus sei wirklich Mensch geworden, die Gegenseite glaubte, er habe in einem Scheinleib unter den Menschen gewohnt, daher konnte er auch das Kreuz nicht selbst tragen, das erkläre den älteren Passionsbericht, "wonach Simon von Kyrene an Jesu Stelle das Kreuz nach Golgatha getragen habe" (S. 599). In den heftigen Kontroversen des 2. und 3. Jahrhunderts, bei denen durch die Instrumentalisierung **Platons** der christliche Glaube nebenbei *auch* vernunftgemäß begründet werden sollte, ging es "um nicht weniger als darum, das Wesen Gottes, das Verhältnis des Gottessohnes zum Vater und die Möglichkeit der Erlösung zu erfassen, in der Tat entscheidende Fragen, sobald der Mensch *denkend* an den christlichen Glauben herantrat (...) Nüchtern und einfach unterschied zu Beginn des 4. Jahrhunderts der alexandrinische Priester Arius im Anschluß an Origenes den Sohn vom Vater: 'Gott ist nicht immer Vater gewesen, es hat vielmehr eine Zeit gegeben, in der Gott nicht Vater war. Einen Anfang hat der Sohn, Gott aber ist ohne Anfang. Der Logos (Sohn) ist in jeder Beziehung dem Wesen des Vaters fremd und unähnlich. Es gab eine Zeit, in der er nicht vorhanden war, und er war nicht vorhanden, bevor er wurde'. (...) Die Gegenposition vertrat, auf die einfachste Formel gebracht, die Lehrmeinung, 'daß der Sohn dem Vater wesensgleich und

¹ Der Leserschaft im deutschsprachigen Raum liegt zu Beginn des 21. Jhdts zwar eine (noch immer nicht komplette) "Kriminalgeschichte des Christentums" vor, der 1924 geborene und in dem tief katholisch geprägten Frankenstädtchen Haßfurt am Main lebende Karlheinz **Deschner** ist seit 1957 am Werk und bereitet Band 10 vor, er gilt als GOTTSEIBEIUNS: „Nicht wenige der weit über 50 000 Briefe, die der Schriftsteller im Laufe seiner rund 50-jährigen Schaffenszeit erhalten hat, stammen von furiosen Christen. Schon Anreden wie „Sie Oberteufel!“ indizieren einen blanken Hass gegen den radikalen Aufklärer: „Sie verzeihen es mir nie, dass sie so abscheulich sind, wie ich sie geschildert habe,“ sagt der überzeugte Pazifist gelassen, „meine Radikalität ist geistiger Art, die Radikalität der Kirchen geht über Leichen.“<http://www.kunstundkultur-online.de>. Des monumentalen Kirchenkritikers Stil und Pathos ist nicht jedermanns Sache, in der Sache selbst ist er unwiderlegbar, das wissen auch die Vertreter der inkriminierten Konfession, und würden es die Umstände erlauben, wäre Herrn Deschner das Schicksal Giordano Brunos nicht erspart geblieben.

gleich ewig ist" (S. 601). Es kam zu Streitigkeiten in Alexandria, der Kaiser, Constantin, musste einschreiten, worum es ging blieb ihm allerdings ein Rätsel, er "betrachtete die Sache als Geplänkel überspannter Intellektueller" (S. 602). Das Konzil von Nicaea (325 n.Chr.) brachte keine Klärung, aber es kam das Schlagwort *homo-ousios* auf, "das damals wenig besagte, weil es den Begriff 'Wesen' nicht näher bestimmte; Arius hatte lediglich eine Ähnlichkeit eingeräumt (*homoi-ousios*)" (S. 602). Während die Theologen in der Folge mehr als hundert Jahre verbissen um ein Verständnis der Problematik ringen, erhoffen wir uns Entspannung durch den "lord of irony", wie Lord Byron den Autor von *Decline and Fall of the Roman Empire* apostrophierte (S. 650), und in der Tat, "Gibbon hat sich an verschiedenen Stellen ausgiebig mit den Streitigkeiten über die Trinität befaßt (...). Natürlich sparte er auch hier nicht mit Spott. So verwies er darauf, daß es oft eine Frage des Datums war, ob eine Position als orthodox oder häretisch galt, oder notierte lakonisch, ein Autor habe diese Frage in *einem*, ein anderer in *drei* Büchern behandelt. Natürlich hätten aufgeklärte Geister aller Zeiten über den Streit *homo-ousios* und *homoi-ousios* (...), nur lachen können. Der große Bibliophile Gibbon hätte es als Wohltat für die Menschheit empfunden, wenn bei den diversen Zerstörungen der Bibliothek von Alexandria die christologische Kontroversliteratur vernichtet worden wäre" (Wilfried Nippel, S. 657).

Je weiter die Zeit im (ver)sinkenden Imperium fortschritt, umso weniger war es ein Kampf um Glaubensinhalte zwischen Christentum und Heidentum. Es handelte sich vielmehr um "das Entstehen einer neuen Religion, die mit ihren 'christlichen' Anfängen kaum mehr als den Namen gemeinsam hatte, die sich 'auf allen Linien ihrer Lebensbetätigung (...) an die Welt angeschmiegt hat, die sie umgab' (A. von Harnack), und fünfhundert Jahre nach dem einzigen Christen - "im Grunde gab es nur Einen Christen, und der starb am Kreuz" (Nietzsche KSA 6, 211) - "war eigentlich eine neue Religion entstanden", nämlich diejenige, die *Europa* prägen und nachhaltig kategorisieren wird, in Gute und Böse. *Summum bonum* ist der Besitz des Himmelreichs: "Die Guten forschen daher beständig nach dem Himmelreich, während diejenigen, die dies nicht tun, eben schlecht sind". Solange die Guten, also die Christen, in der Minderzahl waren, mussten sie es gegenüber der Mehrheit der Bösen bei "moralischer Entrüstung" belassen. Als man zur Mehrheitsfraktion wurde und Kaiser und Staat hinter sich wusste, "konnte man von der Theorie zur Praxis übergehen. Nun diente die Zerstörung heidnischer Kultobjekte als Beweis christlicher Gesinnung und gegebenenfalls sogar als Vorbereitung auf die Taufe" (S. 605f.). Wundert euch nicht! "Der aufgeklärte Leser weiß, daß Religion ein Instrument sozialer Kontrolle ist", notiert Wilfried Nippel zu einem Satz von Edward **Gibbon** (S. 650).

Manfred Claus sei für seine Annäherung an die Geburt einer Weltreligion gedankt, die vor dem *Tod Gottes* in erster Linie eine stramme Kirche war und ein "lang und gründlich gebautes Werk - es war der letzte Römerbau" (Nietzsche KSA 3, 602), die sich nicht nur mit den Mächtigen verbündet, die (auch von ihr selbst) geschorenen Schäfchen auf das Himmelreich vertröstet und Giordano Bruno verbrannt, sondern

auch ihr *Gutes* hat. Geist und Sitten in Europa haben von ihrer Zucht und Züchtung profitiert, "auch das Christentum hat einen großen Beitrag zur Aufklärung gegeben; es lehrte die moralische Skepsis auf eine sehr eindringliche und wirksame Weise: anklagend, verbitternd, aber mit unermüdlicher Geduld und Feinheit: es vernichtete in jedem einzelnen Menschen den Glauben an seine 'Tugenden': es liess für immer jene großen Tugendhaften von der Erde verschwinden, an denen das Alterthum nicht arm war, jene populären Menschen, die im Glauben an ihre Vollendung mit der Würde eines Stiergefichtshelden umherzogen. Wenn wir jetzt, erzogen in dieser christlichen Schule der Skepsis, die moralischen Bücher der Alten, zum Beispiel Seneca's und Epiktet's, lesen, so fühlen wir eine kurzweilige Überlegenheit und sind voller geheimer Einblicke und Überblicke, es ist uns dabei zu Muthe, als ob ein Kind vor einem alten Manne oder eine junge schöne Begeisterte vor La Rochefoucauld redete: wir kennen Das, was Tugend ist, besser! Zuletzt haben wir diese selbe Skepsis auch auf alle *religiösen* Zustände und Vorgänge, wie Sünde, Reue, Gnade, Heiligung, angewendet und den Wurm so gut graben lassen, dass wir nun auch beim Lesen aller christlichen Bücher das selbe Gefühl der feinen Überlegenheit und Einsicht haben - wir kennen auch die religiösen Gefühle besser!" (Nietzsche, KSA 3, 478 = FW 122).

Wühle weiter, wendiger Wurm: Gehört zu den Gefühlen der Gläubigen nicht auch die Intoleranz, das Nicht-Ertragen-Können derjenigen, die *nicht* nach dem Himmelreich suchen, ist Intoleranz, von ihren Subjekten gehörig verdrängt und in taube Milde verkleidet, nicht *die* monotheistische Emotion schlechthin, der Wurm im Herzen der Guten? Ergeben wir uns lieber abschließend - unter leerem Himmel - dem *Gefühl* Abgeklärtheit in *Fall and Decline*: "Gibbon hatte in Anlehnung an David Hume die dem Polytheismus eignende Toleranz gepriesen. Die Religionspolitik der Kaiser fand glücklicherweise Unterstützung durch das Denken der aufgeklärten und durch die Gewohnheiten der abergläubischen Untertanen. Die verschiedenen in der Welt herrschenden Kulte galten sämtlich dem Volk als gleich wahr, den Philosophen als gleich falsch und der Obrigkeit als gleich nützlich" (Nippel: S. 650).

(5)

Wie banalisier ich Vergil oder "Tinnitus im Ohr des Interpreten":

zu: Reinhold F. Gleis, *Vergils Aeneis - Geschichte der Größe* (S. 140-155) aus dem Kapitel ROMA CAPUT MUNDI

Der Verf., dessen Habilitationsschrift über Vergil² von Niklas Holzberg in seinem 2006 erschienenen Vergilbuch³ als eine der wichtigsten Studien zu diesem Autor neben Klingner, Knauer, Pöschl, Heinze, Hardie usw. gestellt wird, wählt für sein *Aeneis*-Portrait in verspieltem Kontrast zum hochfahrenden Titel "Vergils *Aeneis* - Geschichte der Größe" den - *freundlich* ausgedrückt - mokant-saloppen Tonfall eines

² *Der Vater der Dinge: Interpretationen zur poetischen, literarischen und kulturellen Dimension des Krieges bei Vergil* (1991)

³ *Vergil. Der Dichter und sein Werk*. Verlag C. H. Beck, München

Berichterstatters, der das von ihm vorzustellende Werk "eigentlich" für unlesbar hält, in das "Mausoleum der Erinnerung" sperren und den Schlüssel wegwerfen möchte, aber sich in Ausübung seines Geschäftes immerhin dazu herablässt, das "rezeptionsgeschichtlich betrachtet zweifellos bedeutendste Werk der römischen Literatur" (S. 155) mit ein paar ausgewählten Bemerkungen zu verzieren, um nicht nur seiner Antipathie für die Ideologie des Ganzen zu ihrem Recht zu verhelfen, einer Ideologie, der Vergil sowohl "die Poetik (sic!) der *Aeneis* geopfert" (S. 147) habe als auch die "Plausibilität der epischen Handlung", über die Vergil "sich wenig Gedanken" gemacht habe (S. 142), sondern auch, um sein nur sporadisch abflauendes Desinteresse an der vergilischen Ästhetik kundzutun, an dem, was als Vielschichtigkeit der Vertextung der *Aeneis* unbestritten ist, von der Reinhold F. Gleis einräumt, sie mache "nicht zuletzt ihren Rang als literarisches Kunstwerk aus" (S. 153), aber das ist eine Beteuerung, die für die Bewertung des Epos folgenlos bleiben und die abgeliefert wird, als möchte man sagen: "O.k., die *Aeneis* ist ein anerkannt großes Kunstwerk, manches darin ist sogar "ergreifend geschildert" (S. 149), aber insgesamt ist die Sache leider nicht so richtig gelungen.

Um diesen Ansatz würdigen zu können, empfiehlt sich ein Blick in die Einleitung der erwähnten Vergilstudie von Reinhold F. Gleis, dessen Titel übrigens irreführend ist, der Krieg ist nicht das *Thema*, sondern ein Vorwand bzw. Aufhänger für einen Gewaltmarsch durch die *Vergilii opera*, der zeigen soll, "wie es eigentlich gewesen ist", d.h. es geht dem Verf. um nichts weniger als "eine leitmotivische Gesamtdeutung des vergilischen Oeuvre mit dem Anspruch, dort, wo sich Objektivität nicht erreichen lässt, wenigstens Intersubjektivität herzustellen" und "eine rationale Interpretation Vergils zu leisten" (1991: S. 41), bei der die ästhetische Komponente, die *Form(ung)* der Inhalte, total ausgeklammert bleibt, wie der Verf. ausdrücklich betont. Verstehen wir uns richtig: Ich kreide dem Verf. nicht an, "er lasse es an der nötigen *pietas* gegenüber dem Vater des Abendlandes fehlen" (Gleis 1991: S. 41), die offenbare Absicht, "sich vor dem ehrfürchtig-feierlichen Stil vieler Vergilbücher zu hüten", ist nicht nur legitim, sondern sollte mittlerweile im fachwissenschaftlichen Diskurs die Regel sein. Reinhold F. Gleis gleitet in das entgegengesetzte *vitium*, er nimmt locker Anstoß an der *Aeneis*, aber er nimmt sie zu leicht, seine Einwände hinterlassen ein paar Kratzer an der Oberfläche, unter der die Herausforderung der vergilischen Vertextung unangetastet schimmert. Ein dezidiert "kalter Blick" gerade auf Vergil mag den Verf. davor bewahren, "mit dem liebevollen (Blick) des Herzens (eines Viktor Pöschl) an den Dichter heranzutreten" (S. 41), er erfordert aber den Nachweis einer profunderen Vermessung des in diesen Blick genommenen Objekts, als der Verf. hier zu leisten gewillt war, und nicht zuletzt die Einbeziehung der sprachlichen Gestaltung, der superben Polyvalenz und Intertextualität der vergilischen *écriture*. Was soll dabei - primitiv gefragt - herauskommen, wenn in der *Aeneis* Inhalte ("Leitmotive") losgelöst von ihrer Form(ung) betrachtet werden, mit der sie untrennbar verschmolzen sind?

Dem unvorbereiteten Leser wird ein Werk vorgeführt, das in nuce so sein soll, wie dem Verf. die "Heldenschau" des 6. Buches erscheint, "eine groteske Konstruktion, eine Missgeburt pseudo-philosophischer Phantasie" (S. 148), die – und diese Anwendung versteht der Verf. als "blasphemischen Gedanken" (S. 152) – besser schon mit der Schildbeschreibung im Finale des 8. Buches enden sollte, denn besonders die letzten beiden Bücher bestünden nur aus "ermüdenden Retardierungen, bis es am Schluß zum Showdown zwischen Aeneas und Turnus kommt" (S. 154). Dazu sei mir ein kleiner Exkurs gestattet:

Wer z.B. das 11. Buch genauer liest, wird sicherlich auf diese mitreißend-düstere und sorgfältig gefertigte Vivisektion des Krieges nicht mehr verzichten wollen, in der Vergil vor "grausigen Details, wie man sie von Homer kennt, durchaus nicht zurückschreckt" (Holzberg, S. 191), und in der der *furor* des "Vaters aller Dinge"- und Vergils Empathie mit dessen Opfern – sich in der großen Trauerfeier für den zu früh aus dem Leben gerissenen Pallas zu Beginn des Buches und ca. ab der Mitte in der ebenfalls "vor der Zeit" zum Tode verurteilten im Portrait der Amazone Camilla verdichtet, für die der Autor indirekt um Sympathie wirbt, auch wenn sie als Feindin der Trojaner und damit der gottgewollten Mission des Aeneas auf der "falschen" Seite steht.

Unvergesslich das Rededuell zwischen einem hochmotiviert-arroganten Turnus, der "immerhin die längste Rede innerhalb der zweiten Hälfte des Epos hält" (Holzberg, S. 193) und Drances, der die pro-trojanische Fraktion bei den Latinern anführt, und der dem historischen (Redner) Cicero nachempfunden sein soll (cf. Holzberg, S. 195).

Unvergesslich auch die ebenso sinistre wie verblendete Figur des Arruns, eines Etruskers aus der Truppe des mit Aeneas verbündeten Tarchon, der Camilla zur Strecke bringen will, um jeden Preis, er will selbst auf den Ruhm verzichten, Camilla getötet zu haben, wenn er Apollo darum bittet, seine Lanze ins Ziel zu führen: "Allmächtiger, nicht die Rüstung und keine Trophäe der besiegten Jungfrau oder irgendeine Beute verlange ich, (...) wenn nur dieses gräßliche Scheusal, von meiner Verwundung getroffen, fällt, werde ich (gerne) ruhmlos in die Heimat zurückkehren" (11.790ff). Seine "Hinrichtung" durch die von Camillas Beschützerin Diana zur Rache gesandte Nymphe Opis, wird der Gefallenen als posthume Genugtuung zuteil, auch die Gefährten lassen Arruns, der sich seiner Tat "eitel blähte" (*vana tumentem*, 854), im Staube einsam verröcheln ("*ignoto camporum in pulvere linoquent*", 866), der Dichter, der ihn schon bei seinem Auftritt als *dead man walking* – *fatis debitus Arruns*" (759) – und in einem Vergleich (809ff) als "wölfisch" stigmatisiert hat, da er aus dem Hinterhalt zuschlägt, quittiert hier dessen schiere Mordlust mit einer rohen Geste, die Arruns' Agonie besiegelt.

Camilla musste gemäß der epischen Dramaturgie sterben, aber – wie bekannt – alle, die in der *Aeneis* jung sterben müssen, genießen das Sonderstatut, ausgiebig betrauert und in jugendlicher Kraft&Schönheit verewigt zu werden, man denke nur an Pallas oder Nisus&Euryalus. Camillas Sterben wird in die

Länge gezogen, aber nicht, um sich an ihren Leiden zu weiden, sondern um ihr Aufmerksamkeit und Reverenz zu erweisen, nicht zufällig wählt Vergil für ihren Tod dieselben Worte, die den Todeskampf des Turnus und das Epos beschließen: "*vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras*" (831) – "ohne direkt seine Anteilnahme zu verraten, (...) "man spürt einfach beim Lesen, wie bewegt der Dichter das Geschehen beobachtet (...)" schreibt Niklas Holzberg zu Recht, aber was – um Himmels willen – ist in seinem vorhergehenden Satz schiefgelaufen: "Aber er (sc. Vergil) hätte dem ganzen Vorgang wohl nicht relativ viel Platz eingeräumt, wenn ihn *nicht* der Tod der Amazone und die 'Hinrichtung' des Arruns *mit Genugtuung* erfüllt hätte" (S. 196; Hervorhebung RS), was nur für Arruns Gültigkeit haben kann. Schwamm drüber: Der geneigte Leser widme sich ein paar Stunden dem 11. Buch der *Aeneis* aus der zu Unrecht vernachlässigten und unterschätzten zweiten Hälfte, und er wird schwerlich nachvollziehen können, warum Reinhold F. Gleich sich sehnlichst wünscht, Vergil hätte es uns erspart. **Exkurs Ende.**

Konsequenterweise betrachtet der Verf. die krönenden Verse der oben als "Groteske" inkriminierten "patriotischen Orgie" der "Heldenschau" (*Tu regere imperio... – Du, Römer, gedenke die Völker mit deinem Befehl zu regieren*) als nun wirklich unter seiner Würde, er zitiert die Verse und wendet sich (peinlich berührt?) ab: "Dazu erübrigen sich wohl weitere Kommentare" (S. 148). Im Übrigen sei das 6. Buch gar nicht übel, der Verf. fühlt sich in der Einschätzung durch niemand anderen als Vergil selbst beglaubigt, der dieses Buch auch für sein "am besten gelungenes" hielt, "man hat den Eindruck, daß Vergil hier so recht *ars gratia artis* (sic!) vorführt (...) meisterhafte Schilderungen, die nicht umsonst Dante dazu bewogen haben, Virgilio als Fremdenführer durch das Inferno zu engagieren" (S. 147f.). So erfahren wir bei der Gelegenheit, dass Verf. den Terminus *l'art pour l'art* offenbar als Adelsprädikat für dichterisches Gelingen im Allgemeinen reserviert hat, ein eher privater Gebrauch des Ausdrucks, sollte man meinen.

Im Übrigen könnte der Verf. sich durch einen Blick in den sehr informativen Beitrag seiner Kollegin Harriet I. Flower aus Princeton darüber kundig machen, dass die ihm so absurd erscheinende *Heldenschau* im 6. Buch auf einen "Erinnerungsort" anspielt, der das auch mit Fug und Recht war, die *pompa*, die als Leichenzug mit Ahnenmasken getarnte hochdramatische Imagekampagne der Nobilität, ein audiovisueller Nachhilfeunterricht in Geschichte und Politik mit großer propagandistischer Wirkung auf den Durchschnittsrömer. In der sogenannten *Heldenschau* "reflektiert der Dichter einen typischen Moment des römischen Alltags, in welchem ein Vater seinem Sohn die Geschichte der *res publica* anhand eines Heldenzuges erklärt. Da die aus der Sicht des Aeneas zukünftigen Generationen für das Publikum Vergils bereits Ahnen waren, ist es ganz natürlich, daß der Vater Anchises diese 'Ahnen' schon kennt und ihren Aufzug erklären kann. Dieses Spektakel läßt die Geschichte lebendig werden und ist zugleich auch ein Band der

Erinnerung zwischen Vater und Sohn. (...) Allerdings hat Vergil die Perspektive verkehrt, denn er läßt Aeneas ja nicht die Verstorbenen sehen, sondern die Zukünftigen. Dieses Spiel des Autors mit den Zeitebenen zeigt, daß die Ahnenparade stets auch auf die Zukunft deutete: Der Leichenzug als Erinnerungsort vereinte alle Zeitebenen - Geschichte, Gegenwart, Zukunft - zu einem gleichsam ewigen kulturellen Milieu" (*Der Leichenzug - die Ahnen kommen wieder*, S. 332)

Zum Glück gibt es das Buch 4, denn "für die Dido-Tragödie muß man Vergil lieben, gerade weil er hier seine Botschaft von der Tugend der Pflichterfüllung selbst Lügen straft. Ohne Dido wäre die Aeneis nur ein unerträglich patriotisches Epos, so aber versöhnt sie uns mit fast allem anderen" (S. 145). Glück gehabt, mein Vergil, dass von deinen 10000 (zehntausend) Versen einige auch vor dem Blick deines *detrectator* Gnade finden und ihm "fast alles andere" erträglich machen, obwohl auch dieses "Lob" nicht uneingeschränkt ist, denn die Erotik in der Beziehung zwischen Dido und dem aus Homers *Ilias* als "Muttersöhnchen" bekannten Aeneas (S. 140), den Vergil mit Mühe von seinem "Image des Feiglings" befreien kann, sei reichlich verklemmt - "nicht umsonst sagte man Vergil ein gestörtes Verhältnis zu Frauen nach" (S. 141) oder "vielleicht war er ja auch nur zu schüchtern, die Dinge beim Namen zu nennen" (S. 145). Diesseits derartiger, begrenzt relevanter Mutmaßungen ist Faktum, dass der epische Code in Rom es nur erlaubt, die Frau als verliebt zu schildern, und das geschieht bei Vergil, und sie läuft damit schon Gefahr, als vom *furor* besessen zu gelten, während "Männer sich zu erotischer Leidenschaft nur in der Komödie, der Bukolik sowie lyrischen, elegischen und epigrammatischen Gedichten bekennen" (Holzberg, S. 151). Deshalb ist es höchst widerspruchsvoll, wenn Verf. zunächst gern wüsste, was in der Höhle passiert ist, in der das "Traumpaar" (S. 145) vor dem Unwetter Schutz suchte, sich dann aber erinnert, dass die Regeln des Epos das verbieten - "Vergil deckt den Mantel der epischen Dezenz über die Szene" -, gleich anschließend aber Vergil die erwähnte Prüderie unterstellt.

Ein unerwartet großes Ärgernis ist dem Verf. die seiner Ansicht nach innerhalb der Handlung völlig funktionslose Episode (cf. S. 153) der beiden Freunde Nisus&Euryalus, "manche meinen: mehr als Freunde" - fügt der Verf. hinzu und macht sich seinerseits des bei Vergil bemängelten "Die-Dinge-nicht-beim-Namen-Nennen" schuldig (S. 152). Die Homoerotik in Leben und Tod der Freunde ist indirekt an der "starken Anteilnahme, ja dem geradezu erotischen Engagement" ablesbar, mit dem Vergil den Tod der jungen Männer "vor der Zeit" dichterisch kompensiert, indem er durch intertextuelles Herbeizitieren des Registers der Liebesdichtung in die episch-heroische Welt "lyrische Töne in den Kriegslärm mischt" (Holzberg, S. 188f.). Sein rühmender Nachruf auf die beiden Opfer der "fatalen" Mission des vorherbestimmten Siegers Aeneas als Präfiguration des Augustus ist Zeichen der Empathie des Autors mit den Menschen, die die *victrix causa* auf ihrem Weg zum Triumph beiseite räumen muss, das ist aktuelle *communis opinio*, für den Verf. "greift die ganze Geschichte anscheinend tief in die Mottenkiste

der *dulce-et-decorum*-Ideologie. Doch irgendwie ist Vergils Nachruf gleichzeitig ein Nachruf auf das heroische Zeitalter: Der Tod der beiden ist der Tod eines antiquierten Heldenideals, dem ebenfalls Turnus noch anhängt und der vielleicht unter anderem deshalb zum Scheitern verurteilt ist" (S. 152f., Hervorhebungen RS). Sehen wir einmal von der unverbindlichen Diktion des en passant Behaupteten ab und räumen ein, dass der Text ein "antiquiertes Heldenideal" thematisiert, mit dem kein Staat mehr zu machen sei, das zu tun, bliebe dem „neuen“ *pietas*-Helden Aeneas vorbehalten, wäre damit die Episode nicht bestens funktionalisiert? Nein, denn - "die Kampfsituation ist vor und nach den Eskapaden der beiden Freunde dieselbe" (S. 153). Alles klar?

Dass der Verf. kein Ohr für Vergil hat, hört der Leser besonders krass aus den abschließenden Paragraphen des Beitrags, in denen noch schnell die Two-voices-Theorie abgehandelt wird, um mit dem "Hofsänger des Augustus" zu einem Ende zu kommen: "Mag der düstere Schlussakkord der *Aeneis* also auch ein (vom Autor gewollter oder nur ungeschickter?) Mißton im Chor augusteischer Lobhudler sein, die zweite Stimme ist, fürchte ich, lediglich ein Tinnitus im Ohr der Interpreten" (S. 155). Das Urteil richtet *pars pro toto* seinen Urheber, "Vergils *Aeneis* - Geschichte der Größe" ist ein schriller Misston innerhalb der *Erinnerungsorte*, eine "eigentlich" desinformierende Darstellung und ein *locus memoriae* leichtfertigen Umgangs mit hochkarätiger Literatur, dem die *damnatio* auf der Stirn geschrieben steht.

Die *Tinnitus*-Metapher aber ist nützlich, wenn auch nicht im Sinne ihres Erfinders. Sie kann die "zweite Stimme" im Epos als das verdeutlichen, was sie im aufmerksamen Leser bewirkt, sie ist das kontinuierlich die Feier des Augustus störende und seine Propagandalügen schmerzlich begleitende Nebengeräusch im Ohr dessen, der die *Aeneis* liest, die von der *Aeneis* zu unterscheiden ist, die der Verf. gelesen zu haben vorgibt: *Seine Aeneis* ist ein zu lang geratener Bestseller mit etlichen ganz passablen Stellen, aber einer unverdaulichen Ideologie und ebensolchen Protagonisten, das "rezeptionsgeschichtlich betrachtet zweifellos bedeutendste Werk der römischen Literatur" ist das überschätzteste oder im Originalton der Fanfare, mit der Reinhold F. Glei uns auf sein Fiasko eingestimmt hat: "Eigentlich ist es unverständlich, daß Vergils *Aeneis* einen solchen Erfolg hatte" (S. 140).

Was das antike Rom für unsere Kultur ausmacht, woran sich das allgemeingebildete, oder das "nur" mittels Visualisierung aus Hollywood mit antiken Stoffen vertraute Publikum erinnert, wenn von römischer Antike die Rede ist, das wird in diesem "jahrelang vorbereiteten" (Vorwort), umfangreichen, inhaltlich gewichtigen und graphisch mit Sorgfalt gestalteten Band aus renommiertem Haus in 38 Beiträgen von 34 (zumeist deutschsprachigen) AlthistorikerInnen und vier Altphilologen präsentiert.

Unter den Philologen firmiert auch der Emeritus *Wilfried Stroh*, ein Verweis auf sein knapp nach den *Erinnerungsorten* erschienenenes opus magnum *Latein ist tot, es lebe*

Latein. Kleine Geschichte einer großen Sprache liegt damit nahe, und auch die Hoffnung auf eine Renaissance der Latinität, pardon, auf einen "Lateinboom" in deutschen Landen, "auf ein spürbares neues Interesse an der Antike" (S. 13). Wenn Wilfried Stroh mit seiner großen Geschichte vom Siegeszug des Lateinischen als erfolgreichster *Sprache* der Welt zu fesseln weiß, müsste das dem breiten Spektrum des vorliegenden Bandes umso mehr gelingen, der keine neue Sicht der Geschichte Roms, aber eine informationsgesättigte „Geschichte der Erinnerung an Rom“ vorlegt und einen Bogen spannt von "Romulus und der Wölfin" zur "Repräsentation der Antike im faschistischen Rom".

Die Ganz-Lektüre empfiehlt sich, die *Erinnerungsorte* sind – da stimme ich den HerausgeberInnen mit den erwähnten Vorbehalten zu – "präzise und differenziert, und ohne (überflüssigen) Jargon" geschrieben (S. 13), sie nehmen den Leser vom Fach mit auf eine Wiederentdeckungsfahrt, die ihm auch neue oder vergessene Einzelheiten bewusst macht, sie sind darüber hinaus in der Lage, den interessierten "Laien" kompetent und kurzweilig in *seine* "Vergangenheit" hineinzulocken, ein *fruchtbares*, manchmal auch *furchtbares* Rendezvous zu arrangieren mit dem Anderen von uns selbst, unserem "nächsten Fremden" (U. Hölscher).

Zitierte Literatur:

- Albrecht, Michael von: *Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Neuzeit.* Bern, 1992. Bd.I
- Gehrke, Hans-Joachim: *Der Ost-West-Gegensatz als europäische Erinnerungsfigur.* Sendung von SWR 2, 22. 12. 2002 (= SWR2 Aula-Manuskriptdienst)
- Graf, Klaus, *Ursprung und Herkommen. Funktionen vormoderner Gründungserzählungen.* Referat an der Universität Freiburg im Breisgau am 14.2.2000 (= <http://www.aedph-uni-bayreuth.de/2000/0080.html>)
- Holzberg, Niklas: *Vergil. Der Dichter und sein Werk.* München 2006.

Alle guten Seiten.



100 JAHRE



Alles Buchbar auf www.tyrolia.at